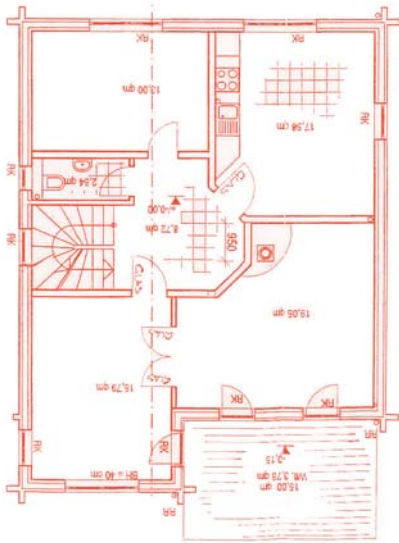




EINGEZOGEN. RAUSGEFLOGEN.

Eine Broschüre der Caritas der Erzdiözese Wien zum Thema **unfrei_willig wohnungslos**



inhalt

Ein Dach über dem Kopf...

...ist viel, aber nicht genug.

Michael Landau

4

Ich seh, ich seh...

... was nicht übersehen werden sollte. Die verschiedenen Formen von Wohnungslosigkeit.

Martina Kargl

6

Ohne differenziertes Wissen keine planmässige Entwicklung

Warum es noch keine länderübergreifend akkordierten Planungsgrundlagen hinsichtlich quantitativer sowie qualitativer Aspekte der Wohnungslosigkeit gibt.

Heinz Schoibl

8

Wohnen und Armut im gesellschaftlichen Wandel

Dass die zunehmende räumliche Konzentration der Armutsbevölkerung die Entstehung von "Parallelgesellschaften" begünstigt, ist empirisch kaum belegt.

Jens Dangschat

12

Licht in der Wohnung, Sonne im Herzen

Über einstige Großstaten der Wiener Wohnpolitik.

Interview mit Hermann Schuster

16

Zehn Gründe ...

... für die Ursachen von Obdachlosigkeit.

Norbert Partl

20

"Was pudeln sie sich auf, Herr Resetarits?"

Drohende Wohnungslosigkeit und Delogierungen sind oftmals Thema der ORF-Sendungen "Schauplatz Gericht" und "Bürgeranwalt".

Interview mit Peter Resetarits

22

Eine Frage der Ressourcen

Sind Wohnungslose an ihrer Situation selbst schuld? Was brauchen sie, um ihre Notlage zu bewältigen? Und was können professionelle HelferInnen tun?

Interview mit Klaus Wolf

28

Sind Sie schuld?

Betrachtungen eines Sozialarbeiters.

Jürgen Hölbling

32

Erst das Angebot macht sichtbar

Lange Zeit war Wohnungslosigkeit von Frauen praktisch unsichtbar. Erst das FrauenWohnZentrum machte sichtbar, was nicht gesehen werden konnte.

Elvira Loibl

36



Mitten am Rand

Die Caritas Wien drehte einen Film zum Thema Wohnungslosigkeit.

Erich Steuer

38

Vater werden ist nicht schwer...

... Vater bleiben dagegen sehr. Ein Fallbeispiel.

Kurt Riha

42

Was ist ein Mutter-Kind-Haus?

Erwachsene fragen, Kinder geben Antwort – und sprechen über ihr Leben und ihre Erfahrungen im Mutter-Kind-Haus.

Clementine Rath

44

Warum ist mein Kind auf einmal so schwierig?

Warum die Aufnahme im Mutter-Kind-Haus nur der erste Schritt der Problembewältigung ist. Über traumatisierte Mütter und Kinder.

Gertrude Bogyi & Clementine Rath

46

Keine Beschönigungen bitte!

Eine persönliche Stellungnahme zum Thema Frauen und Armut.

Erika Pluhar

49

Vom Regen in die Traufe

“Don’t run away, find a_way” lautet das Motto der Caritas Notschlafstelle a_way für Jugendliche am Westbahnhof. Wie wichtig dieses Angebot ist, zeigen drei Fallgeschichten.

Alice Kanelutti

50

Gekommen um zu wohnen

Portrait einer MigrantInnenfamilie.

Alice Kanelutti

54

Nur Inländer verboten?

Nicht nur diskriminierende Wohnungsinserate sorgen dafür, dass MigrantInnen deutlich schlechtere Bedingungen am Wohnungsmarkt akzeptieren müssen.

Sonja Fercher

56

Das bisserl narrisch sein

Über den Zusammenhang von psychischer Erkrankung und Wohnungslosigkeit.

Kurt Riha

58

Wenn Unmögliches möglich wird

Gute Zusammenarbeit in der Sozialarbeit am Beispiel von Herrn Sonntag.

Susanne Peter

62

Jenseits des Speckgürtels

Ein Besuch bei der Wohnungssicherung NÖ-Ost der Caritas Wien.

Kurt Riha

64

Notwendige Schritte gegen Wohnungslosigkeit

Forderungen und Positionen der Caritas Wien.

Martina Kargl & Norbert Partl

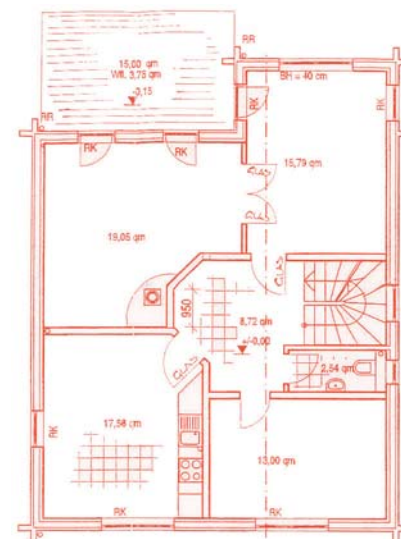
68

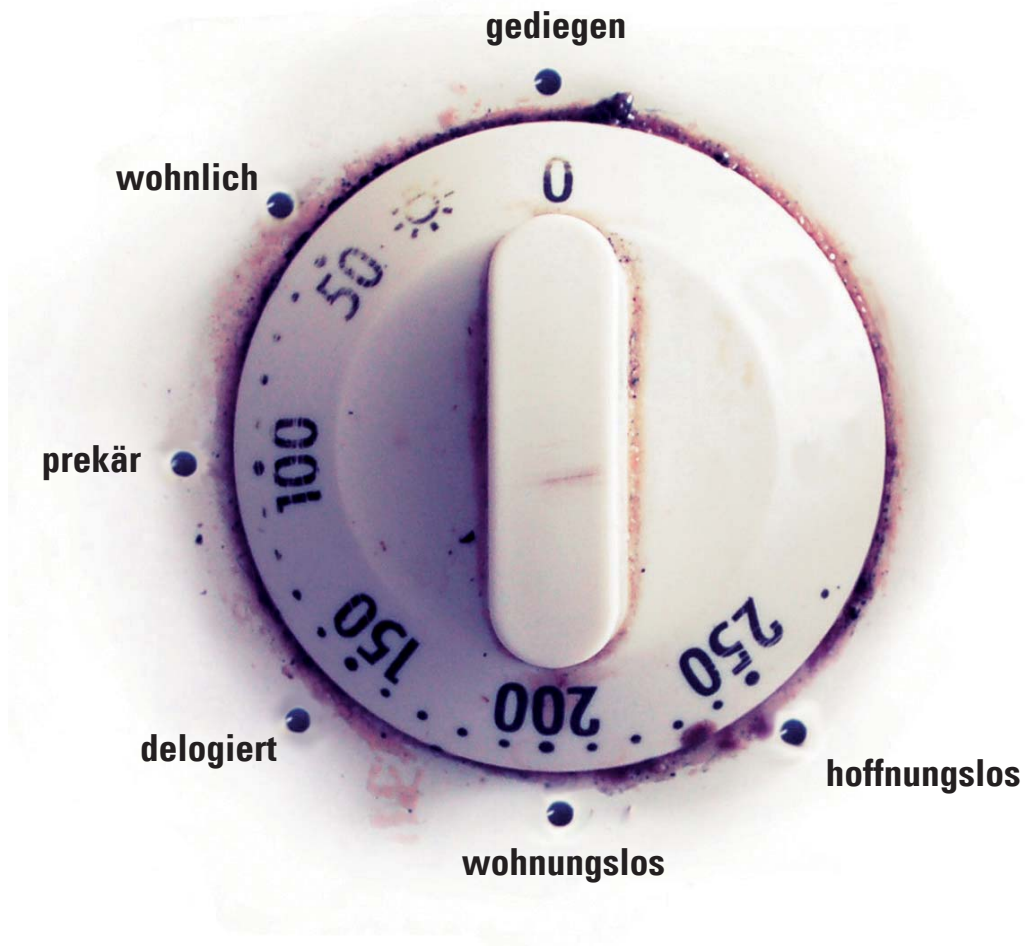
Wege zur Hilfe

Die Angebotsstruktur der Caritas Wohnungslosenhilfe.

Norbert Partl

70







Ein Dach über dem Kopf ...

... ist viel, aber nicht genug. Warum wir ein umfassenderes Verständnis von Wohnungslosigkeit brauchen.

Woran denken Sie beim Wort "Wohnungslosigkeit"? An bärtige, ungepflegte Männer auf Parkbänken, mit einer Doppelflasche Wein in der Hand? An Frauen und Kinder, die mittellos vor häuslicher Gewalt flüchten? An Jugendliche, denen nach einer tristen Kindheit von den Eltern die Tür gewiesen wird – oder die von sich aus gehen?

Und woran denken Sie bei "Wohnungslosenhilfe"? An Wohnheime mit Zimmern voller Stockbetten? Übergangswohnungen mit sozialarbeiterischer Begleitung? Schuldenregulierung? Beschäftigungsprojekte für langzeiterwerbslose Menschen?

Faktum ist: Wohnungslosigkeit hat ebenso viele Ursachen wie Erscheinungsformen, daher erfordert sie vielfältige Antworten. Das, was wir auf der Straße sehen, die akute Wohnungslosigkeit, ist nur die Spitze eines Eisbergs. Denn nicht jedes Dach über dem Kopf ist ein eigenes, und noch viel weniger ein sicheres oder heutigen Standards angemessenes. Damit bleibt viel menschliches Leid unsichtbar. Deshalb ist das Problem Wohnungslosigkeit größer und vielschichtiger, als den meisten von uns bewusst ist.

„Die akute Obdachlosigkeit, die wir auf der Straße zu sehen bekommen, ist nur die Spitze des Eisbergs.“

Wohnen zählt zu den menschlichen Grundbedürfnissen: Ein Haus bzw. eine Wohnung schützen uns nicht bloß vor ungünstiger Witterung. Als "Zuhause" und "zweite Haut" sind sie ein Ort, an dem wir uns sicher fühlen und andere Grundbedürfnisse – z. B. nach Erholung, Schlaf, Essen, sozialen Beziehungen und Zuwendung – erfüllen können. Deshalb wäre es nicht angemessen, von Wohnungslosigkeit nur dann zu sprechen, wenn das Dach über dem Kopf fehlt.

Genaueres Hinsehen – und gesellschaftliche wie auch politische Antworten – sind auch dann nötig, wenn etwa Frauen wegen ihrer Mittellosigkeit keine Perspektive sehen, ihre gewalttätigen Partner zu verlassen. Wenn Frauen, Männer und Kinder in gesundheitsgefährdenden oder völlig überbelegten Wohnungen leben müssen. Wenn die Kosten fürs Wohnen so hoch sind, dass sie im Verhältnis zum Einkommen vieler Menschen unerschwinglich werden und der Verlust der Wohnung droht – ein Problem, das sich im Zuge steigender Lebenshaltungskosten für immer mehr Menschen stellt.

Diese Aufzählung ließe sich mühelos erweitern. Trotz vergleichsweise ausgebautem Sozialstaat sind viele tausend Menschen in Österreich von massiven Problemen rund ums Wohnen betroffen. Die Erfahrungen unserer Einrichtungen zeigen: Die Probleme nehmen nicht ab, obwohl Österreich insgesamt ein sehr reiches Land ist, dessen Reichtum kontinuierlich wächst. Im Gegenteil.

Deshalb, und weil das Wohnen ein so essentielles Thema für menschliches Wohlergehen ist, haben wir es zum Motto unseres diesjährigen Aktionstages und der vorliegenden Broschüre gemacht. Wir möchten Ihnen damit einen Überblick über die vielen Erscheinungsbilder der Wohnungslosigkeit und ihre Ursachen geben. Und natürlich notwendige Lösungsschritte aufzeigen.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!



Michael Landau
ist Caritasdirektor der
Erzdiözese Wien.

Ich seh, ich seh...

... was nicht übersehen werden darf: Die vielen Formen von Wohnungslosigkeit.*

OBDACHLOS sind Menschen, die **keine Unterkunft, sondern bestenfalls ein Bett für die Nacht haben. Die also ...**

... im **Freien und/oder im öffentlichen Raum** leben (z.B. in Bahnhöfen, Parks, öffentlichen WCs).

Wie viele? Genaue Zahl unbekannt. Laut einer nicht flächendeckenden Erhebung 1998: 2.000 Personen. (www.bawo.at)

... in so genannten **"Notunterkünften"** übernachten, die sie untertags verlassen müssen.

Wie viele? Unbekannt. Es existieren keine flächendeckenden Erhebungen für Österreich. In Wien gab es laut den aktuellsten, verfügbaren Zahlen für Ende 2005 269 Notbetten in Einrichtungen, die vom Fonds Soziales Wien (teil)finanziert wurden, in denen 1.400 verschiedene Personen in Summe ca. 51.350 mal nächtigten. Nicht in diesen

Zahlen enthalten ist das Angebot der Gruft, die Platz für bis zu 120 Personen bietet und in der 2005 im Schnitt täglich 75 Personen genächtigt haben, sowie der Vinzirast, in der täglich bis zu 55 Personen übernachten konnten. (www.fsw.at, www.vinzirast.at, Gruft-Statistik)

WOHNUNGSLOS sind Menschen, die **in Räumlichkeiten bzw. Wohnungen leben, für die sie keinen Mietvertrag haben. Die also ...**

... vorübergehend oder auf Dauer in den unterschiedlichsten **Wohn-Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe** leben.

Wie viele? Genaue Zahl unbekannt. In Wien nutzten im Laufe des Jahres 2005 3.319 verschiedene Personen das bestehende Unterbringungsangebot (ohne Notunterkünfte und nicht durch den FSW geförderte Einrichtungen). (www.fsw.at)

... Frauen und Kinder, die in **Frauenhäusern** Schutz und Unterkunft gefunden haben.

Wie viele? In den 26 autonomen österreichischen Frauenhäusern fanden im Jahr 2007 1.641 Frauen mit 1.549 Kindern Schutz und Unterkunft. Nicht in dieser Zahl enthalten sind die Frauen und Kinder, die in den 3 nicht-autonomen Frauenhäusern untergebracht waren, in denen per Juni 2008 54 Plätze zur Verfügung standen. (www.aoeff.at)

... AsylwerberInnen, die im Rahmen der **Grundversorgung** z.B. in Pensionen untergebracht sind.

Wie viele? Im Juli 2008 befanden sich österreichweit 23.153 Personen in Grundversorgung. Wie viele davon in organisierten Quartieren untergebracht wurden und wie viele in privaten Unterkünften lebten, ist unbekannt. In Wien wohnte Ende 2006 laut Fonds Soziales Wien ein Drittel der Personen in Grundversorgung in organisierten Quartieren und der Rest in Privatwohnungen. (Betreuungsinformationssystem, www.fsw.at)

... in **billigen Pensionen oder Herbergen** wohnen.

Wie viele? Unbekannt.

... im Zuge einer Krisensituation **vorübergehend bei FreundInnen oder Verwandten** untergekommen sind.

Wie viele? Unbekannt.

Von **UNMITTELBAR BEVORSTEHENDER WOHNUNGSBZW. OBDACHLOSIGKEIT BEDROHT** sind Menschen, die **ihre derzeitige Unterkunft verlieren. Sie werden danach nicht notwendigerweise ohne Alternative sein, tragen aber ein (hohes) Risiko. Die also ...**



... aus **institutioneller Unterbringung** entlassen werden (z.B. aus Gefängnissen, Krankenhäusern und Therapieeinrichtungen, Heimen & Wohngemeinschaften der Jugendwohlfahrt, etc.).

Wie viele? 2002 wurden 107.000 PatientInnen mit einer psychiatrischen Hauptdiagnose aus Österreichs Krankenhäusern entlassen. (www.bmgfj.gv.at) 2006 österreichweit aus der Haft entlassen: 8.471 Personen. (www.parlament.gv.at)

... wegen Gewalt gegen MitbewohnerInnen von der Polizei **weggewiesen** werden.

Wie viele? 2007: österreichweit 6.347 Personen. (www.parlament.gv.at)

... deren **Delogierung** nicht abgewendet werden kann.

Wie viele? Genaue Zahl unbekannt. 2007 wurden österreichweit 5.321 Räumungsexekutionen von Privatwohnungen und gewerblich genutzten Flächen durchgeführt. Wie viele Privathaushalte und wie viele Personen davon betroffen waren, ist unbekannt. (www.parlament.gv.at)

In einer **UNSICHEREN WOHN-SITUATION** leben Menschen, die **mit der ständigen Drohung des Wohnungsverlustes leben**. Die also ...

... vom Wohnungsverlust bedroht sind, weil gegen sie ein **Delogierungsverfahren**

ren bzw. ein Verfahren auf Wohnungsrückgabe läuft.

Wie viele? Genaue Zahl unbekannt. 2006 wurden bei österreichischen Gerichten 13.460 Räumungsexekutionsverfahren für Privaträumungen und gewerblich genutzte Flächen eingebracht. Wie viele Privathaushalte und wie viele Personen davon betroffen waren, ist unbekannt. (www.parlament.gv.at)

... **häuslicher Gewalt** ausgesetzt sind.

Wie viele? Genaue Zahl unbekannt. Polizeiliche Streitschlichtungen im häuslichen Bereich 2006: österreichweit 6.467 Fälle. (www.parlament.gv.at)

... deren **Wohnkosten im Verhältnis zu ihrem Einkommen** auf Dauer nicht leistbar sind.

Wie viele? Genaue Zahl unbekannt. 2002 mussten 53% der unter der Armutsgrenze lebenden WienerInnen mehr als 25% ihres gewichteten Haushaltseinkommens für das Wohnen ausgeben, in den übrigen Bundesländern galt dies für 36% der Einkommensarmen. (www.armutskonferenz.at)

... in **illegaler Untermiete** leben.

Wie viele? Unbekannt.

... in einer **Dienstwohnung** leben.

Wie viele? Unbekannt.

In einer **UNZUMUTBAREN WOHN-SITUATION** leben

Menschen, die **eine Unterkunft bewohnen, die gesellschaftlichen und/oder gesetzlichen Mindeststandards nicht genügt und u.U. auch mit akuten Gesundheitsrisiken verbunden ist**. Die also ...

... in Unterkünften leben, die **nicht dem gesellschaftlichen Mindeststandard** entsprechen (z.B. in Wohnwägen, Baracken, nicht für Wohnzwecke adaptierten Containern, etc.).

Wie viele? Genaue Zahl unbekannt. 2001 lebten österreichweit 205.994 Personen in Kategorie-D-Wohnungen. (www.statistik.at)

... in Räumlichkeiten leben, die **laut Gesetz nicht für Wohnzwecke geeignet** sind (z.B. in Abbruchhäusern, Geschäftsräumen, verschimmelten und/oder feuchten Wohnungen, etc.).

Wie viele? Unbekannt.

... in einer Situation **extremen Überbezugs** leben.

Wie viele? Mehr als 88.000 Personen in ganz Österreich. (www.statistik.at)

* Zusammenstellung: Martina Kargl, Caritas Wien, vgl. www.feantsa.org, www.bawo.at



Ein Beispiel für die Unterbringung in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe. Ein Zimmer für vier Personen.



Ohne differenziertes Wissen keine planmäßige Entwicklung

Den Bundesländern Österreichs sind weitreichende sozialpolitische Kompetenzen übertragen. So sind Angebote zur Bekämpfung von Armut und Wohnungslosigkeit ebenso Ländersache wie die Handlungsfelder der Wohnversorgung. Trotz inzwischen dreißigjähriger Geschichte der Professionalisierung der Wohnungslosenhilfe (WLH) gibt es (unter anderem deshalb) keine länderübergreifend akkordierten Planungsgrundlagen hinsichtlich quantitativer sowie qualitativer Aspekte der Wohnungslosigkeit.

Die Studie der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAWO) aus dem Jahr 1998 hat einen regional aufgeschlüsselten und zielgruppenspezifisch differenzierten Überblick über die WLH-Einrichtungen ergeben und das Ausmaß der von Einrichtungen der WLH erfassten Wohnungslosigkeit ausgelotet. Das weitere Ziel der Implementierung einer einrichtungsübergreifend abgestimmten Dokumentation der KlientInnen der WLH konnte jedoch nur teilweise realisiert werden.

Inzwischen liegen neben den jährlichen Berichten der stationären Wiener Wohnungslosenhilfe vereinzelte Bundesländer-Erhebungen über quantitative und qualitative Aspekte der Wohnungslosigkeit vor (*Salzburg 1994 ff.; Innsbruck 2006 f.; Linz / unregelmäßig; Vorarlberg / 2007*).

Aktuell wurde nun die BAWO vom Sozialministerium mit einer neuerlichen Erhebung der Wohnungslosigkeit in Österreich beauftragt. In Kooperation mit den Sozialverwaltungen der Bundesländer wurden KlientInnen Daten aus Einrichtungen der WLH sowie von Sozialeinrichtungen benachbarter Handlungsfelder gesammelt und vergleichend aufbereitet.

Die Wohnungslosenhilfe in Österreich stellt ein Versorgungsnetz zweiter Klasse dar. Die durchschnittlichen Lebensbedingungen (Wohnqualität, soziale Sicherheit, Zugang zu Recht, Gesundheit, Erwerbstätigkeit etc.) werden z.T. gravierend unterschritten. Hartnäckig verhindern (bisher) Haltungen und Menschenbilder aus der Geschichte der Randgruppenarbeit die Gewährleistung von Normalität. Standards für einen

würdevollen Umgang mit Personen am Rande der Gesellschaft konnten bisher erst in wenigen modellhaften Einrichtungen implementiert werden.

Burgenland: Die Wohnungslosenhilfe ist nicht als eigenständiger Hilfsbereich etabliert.

Kärnten, Steiermark, Niederösterreich, Salzburg und Tirol: Neben modellhaften Einrichtungen und differenzierten WLH-Systemen in den Landeshauptstädten gibt es in diesen Bundesländern nur wenige Angebote in den ländlichen Bezirken; z.B. Delogierungsprävention in Salzburg, Steiermark und Niederösterreich.

Vorarlberg: Die WLH ist kleinräumig differenziert und die Versorgung wohnungsloser KlientInnen in den Bezirken

Bregenz, Dornbirn und Feldkirch gut abgedeckt. Aktuell wird an der wissenschaftlichen Fundierung einer WLH-Planung gearbeitet.

Oberösterreich: Vor wenigen Jahren wurde in OÖ mit systematischer WLH-Planung und einer gezielten Regionalisierung von Hilfeangeboten begonnen. Durch den Ausbau bezirklicher Angebote der Delogierungsprävention sowie der Wohnungsbeistellung für ambulant Betreutes Wohnen wurde das Stadt-Land-Gefälle weitgehend abgebaut.

Wien: Verfügt nach über zehnjähriger planmäßiger Entwicklung der WLH über ein differenziertes Hilfesystem, das aus vielfältigen Angeboten von (Delogierungs-) Prävention, Sozialberatung, ambulanter und stationärer Wohnbetreuung etc. besteht.

Annäherungswerte über das Ausmaß der Wohnungsnot/losigkeit: Unterschiedliche Datenquellen (Volks- und Häuserzählung 2001, Aufstellungen und Berichte von Ministerien, z.B. Sicherheitsbericht, Gesundheitsbericht, etc.) gewährleisten einen groben quantitativen Überblick über den Bedarf nach WLH (siehe Tabelle).

Die armutsrelevanten Referenzdaten legen nahe, dass ein Großteil der Armutsbevölkerung von weitreichenden Beeinträchtigungen ihrer Wohnversorgung (Überbelag, inadäquater Substandard, gerichtlicher Aufkündigung des Wohnverhältnisses bzw. bevorstehender Räumungsexekution) bis hin zu Wohnungs-

	bedroht von WL	betroffen von WL
inadäquater Wohnraum (Volkszählung 2001)	205.995	--
Überbelag (Volkszählung 2001)	88.174	--
Delogierungsverfahren, exekutierte Räumungen (Justizministerium 2006); hochgerechnet auf zwei erwachsene Haushaltsmitglieder	86.000	24.500
bedroht durch häusliche Gewalt / polizeiliche Intervention in Haushalten (Sicherheitsbericht 2004); hochgerechnet auf zwei erwachsene Haushaltsmitglieder / Frauen und Kinder in Frauenhäusern (2006)	34.000	3.143
mit psychiatrischer Hauptdiagnose aus Krankenhaus entlassen ¹ (Psychiatriebericht 2004)	107.000	?
Haftentlassene ² (Sicherheitsbericht 2006)	8.471	3.915

¹ Die Frage der Wohnversorgung wird im Psychiatriebericht nicht behandelt.

² Schätzungsannahme: 45% der Haftentlassenen verfügen über keine geeignete Wohnung.

losigkeit (in einem weiteren Verständnis als der akuten Obdachlosigkeit) betroffen ist.

Wohnungslosen-Erhebung 2006-2007

Neben den detaillierten KlientInnendaten der WLH aus allen Bundesländern Österreichs konnten in einigen Bundesländern (Salzburg, Tirol und Vorarlberg) auch die Ergebnisse von Stichmonatzählungen verwendet werden, an der sich neben der WLH auch Einrichtungen aus benachbarten Versorgungs- und Hilfebereichen beteiligt haben (z.B. Drogenhilfe, Krankenanstalten etc.). Damit liegt ein umfassender Überblick über die Wohnungslosigkeit in Österreich vor.

Mehr als 32.000 KlientInnendaten liegen der Auswertung zur Wohnungslosigkeit in Österreich im Jahr 2006 zugrunde. Leider konnten jedoch weder Doppel-

nennungen systematisch ausgefiltert noch angrenzende Versorgungsbereiche umfassend erfasst werden. Im Sinne von Doppelnennungen und eingeschränkter Reichweite der Erhebung liegt sowohl eine systematische Überschätzung als auch eine Unterschätzung des Ausmaßes von Wohnungslosigkeit vor. Ungeachtet der damit belegten mangelhaften Dokumentationsvorsorgen zur Erhebung und Analyse der Wohnungslosigkeit in Österreich bieten zentrale Verhältnisanlagen Aufschluss über die Reichweite der WLH:

- a) Die meisten WLH-KlientInnen (41%) stehen in ambulanter Beratung/Betreuung; etwa jede/r vierte ambulant betreute KlientIn (24%) hat im Jahr 2006 auch eine Notunterbringung in einer Notschlafstelle oder einem Nächtigerquartier in Anspruch genommen.



- b) Einen durchaus beachtlichen Anteil (35%) am Klientel der WLH nimmt mittlerweile die Beratung/Betreuung zur Verhinderung einer Delogierung, respektive von Wohnungslosigkeit infolge einer gerichtlichen Kündigung des Wohnverhältnisses ein; unmittelbares Ergebnis des inzwischen nahezu flächendeckenden Ausbaus der Vorsorgen für die professionelle Delogierungsverhinderung in den Bundesländern Niederösterreich, Steiermark und Oberösterreich.
- c) Die Wohnbetreuung in Heimen und eigenständigen Wohnungen stellt für etwa jeder/m Vierten (23%) eine spezifische Hilfestellung dar.

Der Vergleich der KlientInnendaten der WLH mit den vorliegenden armutsrelevanten Referenzdaten verweist darauf, dass die WLH mit ihren spezifischen Beratungs- und Betreuungsangeboten einen relevanten Anteil an der Armutsbevölkerung erfasst. Insbesondere in zielgruppenspezifischer Sicht (Frauen, Jugendliche / junge Erwachsene) sind jedoch erhebliche Schwächen der Reichweite der Hilfeangebote gegeben.

Wohnbetreuung findet überwiegend in Heimen statt. Die wohnbetreuten wohnungslosen Menschen bzw. Familien in Österreich sind überwiegend in Übergangwohnheimen versorgt (52%). Ein erheblicher Anteil der Wohnbetreuung findet in von den Trägern angemieteten Einzelwohnungen statt (38%). Das ambu-

lant betreute Wohnen nimmt mithin den zweiten Rang im Wohnbetreuungsranking ein. Weit abgeschlagen kommen dann weitere Betreuungsformen wie Dauerwohnheime (8%; z.B. für ältere KlientInnen der WLH) oder Wohngemeinschaften (1%) zum Einsatz. Beachtenswert erscheint die Tatsache, dass nur wenige Personen / Haushalte (2%) in eigenständig angemieteten Wohnungen (nach)betreut werden.

Wohnungslosenhilfe braucht bundesweit abgestimmte Vorgaben und Rahmenbedingungen. Die WLH in den einzelnen Bundesländern ist so unterschiedlich wie Rahmenbedingungen und Vorsorgen für Monitoring und Hilfeplanung. Während in den Bundesländern Wien und Oberösterreich bereits abgestimmte Monitoring-Systeme die Grundlagen für WLH-Planung und Standardentwicklung bereit stellen, zeichnet sich die WLH in

“Als erster Schritt ist deshalb ein bundesweit abgestimmtes Monitoring dringend erforderlich.”

den anderen Bundesländern durch ein Nebeneinander von professionellen Modellen und tendenziell verwahrenden Einrichtungen ohne ausreichende sozialarbeiterische Ressourcen aus.

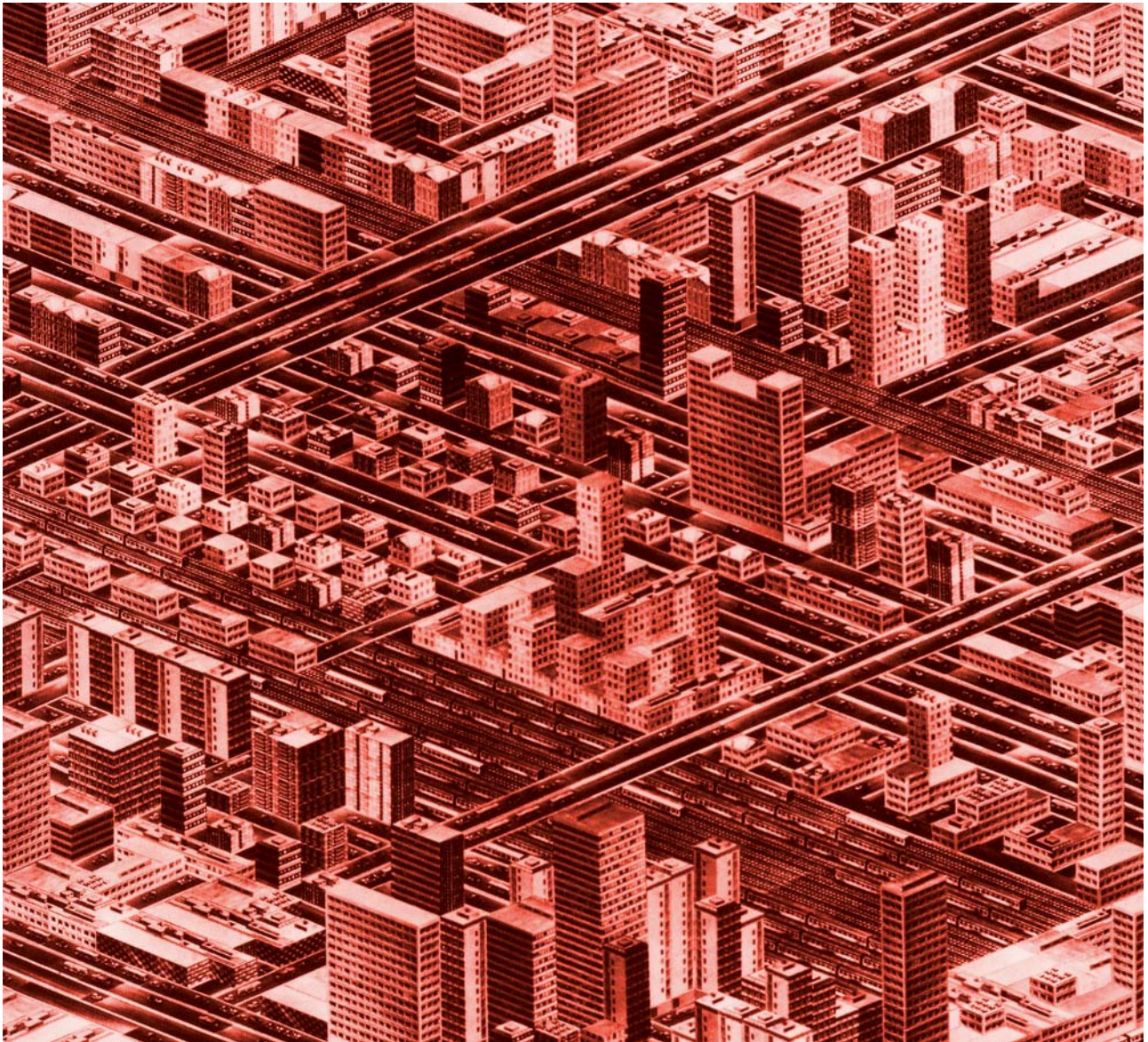
Eine durchgängige, flächendeckende und bedarfsorientierte Bekämpfung von Wohnungslosigkeit – unter den Gesichtspunkten der Prävention, der Bewältigung von Wohnungslosigkeit sowie der Rehabilitation, der Wiederherstellung von eigenständigen Wohn- und Lebensformen – ist damit strukturell verhindert.

Als ersten Schritt zur Eröffnung weitererreichender Perspektiven für eine überfällige Angebots- und Standardentwicklung ist deshalb ein bundesweit abgestimmtes Monitoring dringend erforderlich. Auf längere Sicht aber ist ohne Bundeswohnungslosenhilfegesetz eine bedarfsadäquate Entwicklung der WLH nicht gewährleistet.

*Heinz Schoibl,
Gründungsmitglied der BAWO.
(siehe auch www.helixaustria.com)*

Wussten Sie, dass ...

... noch 1991 “nur” zwei von drei Hauptwohnsitz-Wohnungen der Kategorie A (mit Zentralheizung, Bad und WC) zugeordnet werden konnten, während es 2001 bereits sieben von acht waren?
(www.statistik.at)



"Rasterfahndung", 1977 von Thomas Bayle



Wohnen und Armut im gesellschaftlichen Wandel

Dass die zunehmende räumliche Konzentration der Armutsbevölkerung die Entstehung von "Parallelgesellschaften" begünstigt, ist empirisch kaum belegt. Negative Auswirkungen sind dennoch vorhanden.

Die aktuellen gesellschaftlichen Prozesse führen wieder zu einer verstärkten Polarisierung zwischen sozialen Gruppen, Regionen und Wohnungsmarktsegmenten. Die Ursachen hierfür sind vielfältig, wirken jedoch häufig, sich gegenseitig verstärkend, in die gleiche Richtung. Diese sozio-ökonomische Polarisierung entwickelt sich jedoch schleichend, wird gern übersehen und übergangen und wird von einer zunehmenden Ausdifferenzierung sozialer Milieus und Lebensstile überlagert, was schließlich bei einer ausschließlichen Thematisierung der sozio-kulturellen Vielfältigkeit häufig auch in den Sozialwissenschaften den Blick auf die Polarisierungstendenzen verstellt.

In den frühen 1990er Jahren wurde die (Wieder-)Öffnung der Schere zwischen Wohlstand und Armut im deutschsprachigen Raum als "Paradoxon" wahrgenommen; peinlich berührt sprach man von der "Armut im Wohlstand" (*siehe etwa den gleichnamigen Sammelband, herausgegeben 1990 von Diether Döring, Walter Hanesch, Ernst-Ulrich Huster*)

und begann – allgemein als Entlastung empfunden – die (vorübergehende) Temporalität von Armut zu analysieren. Danach konstatierte man einerseits ein Armutsrisiko bei fast einem Drittel aller Haushalte, doch verbleiben diese nicht sehr lange unterhalb des Einkommensniveaus, das als Armutsschwelle definiert wird.

Diesen normativen und empirischen

Sichtweisen wurde jedoch die These der "Armut durch Wohlstand" entgegengesetzt, d.h. die Logik der Entwicklung von Stadtgesellschaften, die veränderte Rolle von Kommunalpolitik und Stadtverwaltung (unternehmerische Stadt) mit entsprechenden Umwertungen der Sozialstaatlichkeit und des Gemeinwesengedankens, sowie die treibende Kraft der Veränderungen der Arbeitsmärkte mit ihren Regulierungen und Risiken erzeugt die Armut (einer zunehmenden Zahl) um den Wohlstand bis weit in die Mittelschichten hinein abzusichern.

Ein zunehmendes Risiko der Verarmung trifft also auf eine geringer werdende Bereitschaft und Fähigkeit des Sozialstaates respektive der Kommunen, diese Risiken abzufedern. Dieses geschah in der Vergangenheit in der Regel über einen ausdifferenzierten Sozialstaat, den sich der Wohlfahrtsstaat leisten konnte, letztlich auch, um den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu sichern. In diesem Zusammenhang spielte insbesondere

„Ein zunehmendes Verarmungsrisiko trifft auf eine geringer werdende Bereitschaft des Sozialstaates, diese Risiken abzufedern.“

der öffentlich geförderte Wohnungsbau eine besondere Rolle, weil über ihn gerade für untere Einkommenschichten die (bei ihnen erhöhten) Risiken des Arbeitsmarktes und der Kontinuität der Beschäftigung abgefedert werden konnten.

Aufgrund der zunehmenden Liberalisierung des Wohnungsmarktes und des sukzessiven Aufgebens des kommunalen Wohnungsbaus sowie der Modernisierungs- und Sanierungstätigkeiten wurde der preiswerte Wohnungsbe-

stand schrittweise reduziert. So trifft ein erhöhter Wohnraumbedarf für untere Einkommensgruppen auf einen zunehmenden Abbau preiswerten Wohnungsbestandes was schließlich – neben anderen Effekten der Belegungspolitik und der zunehmenden Abschottung der unterschiedlichen Wohnbauträger – zu einer zunehmenden Konzentration der ärmeren Bevölkerung in bestimmten Wohnungsmarktsegmenten und damit auch Grätzeln (wenig attraktiver Arbeiterwohnungsbau der Gründerzeit, Schlichtwohnungen der 1930er und 1950er Jahre, periphere Großsiedlungen) führt.

Die zunehmende räumliche Konzentration der Armutsbevölkerung macht – neben Obdachlosigkeit und dem Betteln im öffentlichen Raum – die Armut sichtbar und schließlich unübersehbar. Gerade die geographische Konzentration der Wohnungen der BezieherInnen niedriger Einkommen erregt die Gemüter und trifft auf massive Ablehnung von KommunalpolitikerInnen und Stadtverwaltungen. Eine solche Konzentration – so fürchtet man – behindere die Sozialisationskarrieren, verweigere eine Chancengleichheit und behindere Erfolge im Bildungssystem und in der Folge einen gelungenen Übergang in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt. Zusätzlich behindere eine solche Absonderung in "Parallelgesellschaften" eine Integration in die Mehrheitsgesellschaft und sei auch für die BewohnerInnen anderer Gebiete gefähr-

“Bei verschärfter Armut jedoch können diese Wohngebiete leicht zur ‘Falle’ werden.”

lich, weil aus diesen Konstellationen eine vermehrte Kriminalität entstehen könne.

Interessanterweise sind die empirischen Belege dafür, dass ein Grätzel ausgrenzend wirksam seien, eher schwach, wenn der Nachweis überhaupt gelingt. Es komme vielmehr darauf an, wie die sozialen Beziehungen zwischen den relevanten sozialen Gruppen in den Grätzeln ausgestaltet sind. Bei verschärfter Armut jedoch, können diese Wohngebiete leicht zur "Falle" werden, indem sie direkt (schlechte, gesundheitsgefährdende Wohnraumversorgung, wenig nutzbares Wohnumfeld, hohe Belastung durch Immissionen, schlechte Erreichbarkeit der städtischen Angebote, negatives soziales Umfeld) respektive indirekt (Image der Adresse, Vorurteile gegenüber dem Grätzel) benachteiligend wirken.

Diese sozial-räumlichen Konstellationen werden seit dem Beginn der 2000er Jahre nicht mehr "bekämpft" oder abgebaut, allenfalls wird eine Ausweitung und weitere Konzentration zu verhindern versucht. Im Rahmen des "Grätzelmanagements" wird mit Hilfe von Strategien der sanften Stadterneuerung, der beruflichen Qualifikation, der Arbeitsmarktpolitik und von Beteiligungsverfahren versucht, die betroffene Bevölkerung in die Lage zu versetzen, ihre soziale Situation zu erkennen, Interessen zu formulieren und aktiv an einer Veränderung mitzuarbeiten. Wie Evaluationen deut-

lich zeigen, kann mit diesen Strategien eine Ausweitung respektive ein Fortbestehen von Armut zwar nicht verhindert werden, es entstehen auch kaum in einem nennenswerten Ausmaß neue Arbeitsplätze. Es kann jedoch erreicht werden, dass Armut in nicht so starkem Maße in soziale Isolation und Ausgrenzung umschlägt und dass durch das "empowerment" die Bevölkerung artikulationsstärker wird.

Problematisch ist es jedoch, dass häufig parallel zur Ausweitung der Unterstützung der Sozialintegration (auf kommunaler Ebene) auf nationalstaatlicher Ebene die Interventionsmöglichkeiten und -bereitschaften des Sozialstaates zurückgenommen werden.

*Jens Dangschat,
Universitätsprofessor am Department
für Raumentwicklung, Infrastruktur- und
Umweltplanung der TU Wien*

Weiterführende Literatur:

*Alisch, Monika & Dangschat, Jens S.
1998: Armut und soziale Integration.
Strategien sozialer Stadtentwicklung
und lokaler Nachhaltigkeit. Opladen: Leske + Budrich.*

Dangschat, Jens S. (Hrsg.) 1999: Modernisierte Stadt – Gespaltene Gesellschaft. Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung. Opladen: Leske + Budrich.



Teures Wohnen



Laut Konsumerhebung der Statistik Austria (2004/2005) hat ein durchschnittlicher österreichischer Haushalt (2,32 Personen) **Verbrauchsausgaben** von **2.540 Euro** pro Monat. Diese Ausgaben gliedern sich in:

Ernährung:	€ 331	Kommunikation:	€ 67
Alkohol, Getränke, Tabak:	€ 71	Freizeit, Sport, Hobby:	€ 320
Bekleidung, Schuhe:	€ 141	Bildung:	€ 20
Wohnen, Energie:	€ 566	Café, Restaurant, Hotel:	€ 140
Wohnungsausstattung:	€ 157	Sonstiges (z.B. Körperpflege, Soziale Dienste, Gesundheit:	€ 79
Verkehr:	€ 409	Kinderbetreuung...):	€ 235

Durchschnittlich entfallen also 28,8% der Verbrauchsausgaben direkt auf die Wohnkosten. Dabei sind aber steigende Miet- und Energiekosten, hohe Inflation und stagnierende Lohnkosten noch nicht berücksichtigt.

(www.statistik-austria.at)

Wussten Sie, dass ...

... die Preise für "Wohnung, Wasser, Energie" zwischen den Jahren 2000 und 2007 um 25% gestiegen sind und damit weit über der durchschnittlichen Teuerung von 14,6% lagen? (www.statistik.at)

... die KlientInnen der Sozialberatungseinrichtungen der Caritas im Schnitt mehr als ein Drittel ihres Haushaltseinkommens, nämlich 36%, für die Wohnkosten aufwenden? (Caritas KlientInnen-Statistik 2006)

Licht in der Wohnung, Sonne im Herzen

Über sündteuere Mieten, gute Durchmischungen und einstige Großtaten der Wiener Wohnpolitik. Im Gespräch mit Wohnpolitikexperte und Leiter des Caritas-Startwohnungsreferats Hermann Schuster.

Unfrei_willig: *Was das Wohnen betrifft, ist da Wien tatsächlich anders?*

Hermann Schuster: Wien hat einerseits einen überalterten Wohnhausbestand. Etwa 43% der Gebäude in Wien sind vor 1919 erbaut worden. Diese Zahl muss man sich mal auf der Zunge zergehen lassen. Hinzu kommt, dass viele der zwischen 1860 und 1910 errichteten Gründerzeitbauten mittels Fertigteilssystem erbaut wurden, etwa mit vorfabrizierten, nur aufgeklebten Fassaden, und nicht selten mit grottschlechter Qualität. Und es handelte sich überwiegend um Substandardwohnungen. Mit dem Aufbau der Arbeiterkultur und der darauf folgenden Gemeindebauoffensive hat sich das drastisch verändert.

wobei es nicht nur um das Wohnen, sondern insgesamt um eine Verbesserung der Lebensbedingungen ging. Dazu zählten die Entstehung von Volkshochschulen, Sport- und Naturvereinen oder integrierte Projekte wie Zahnkliniken, Kindergärten, Waschküchen und vieles mehr. Das Motto damals lautete: "Licht in der Wohnung, Sonne im Herzen." So kam es dazu, dass in Wien heute ein Drittel des Wohnbestandes Gemeindebauwohnungen sind, was europaweit, vielleicht sogar weltweit einzigartig ist. Dadurch gelang es Überbelag und auch Armutserkrankungen wie TBC zurückzudrängen und tatsächlich menschenwürdige Wohnbedingungen zu schaffen.

Unfrei_willig: *Historisch betrachtet hat die Wiener Wohnbaupolitik also eine gute Tradition?*

Hermann Schuster: Diese positive Wohnbaupolitik endete drastisch unter dem Nationalsozialismus und nach dem 2. Weltkrieg waren etwa 272.000 Wohnungen total zerstört, weitere 300.000 Wohnungen teilweise zerstört. Danach ging es vorrangig um die Massenproduktion, was bis in die 70er Jahre dauerte. Hansonsiedlung, Schöpfwerk, Rennweg sind klassische Beispiele, teilweise auch als "Emmentalerbauten" verschrien. Nachdem dieses Bedürfnis nach Quantität befriedigt wurde, kam es zu einer neuerlichen Wende in Richtung Qualität, die ihren Ausdruck in der

Die Einführung der Wohnbausteuer 1923 markiert hier einen Aufbruch,





Sanierungsoffensive der letzten Jahrzehnte fand. Hier wurden anfangs zwar ebenfalls Fehler gemacht, ein bekanntes Beispiel ist die Wohngegend in Spittelberg, wo nach der Sanierung der Altbauten die Mieten drastisch stiegen und damit die ehemaligen Mieter vertrieben wurden.

Aus diesem Beispiel hat man aber gelernt und seither wurde mittels Wohnbauförderungen versucht, die Mieter trotz Sanierung in den Wohnungen zu halten und einer Segregation entgegen zu wirken. Damit es also anders als in vielen anderen Großstädten nicht zu einer Entmischung der Bevölkerung kommt und Reiche und Arme nur unter "ihresgleichen" wohnen. Das war und ist ein großes Verdienst der Wiener Wohnbaupolitik.

Unfrei_willig: *Wie sieht die Situation außerhalb von Wien aus?*

Hermann Schuster: In den Bundesländern bzw. den Hauptstädten ist die Situation anders, unter anderem weil der Anteil an Eigenheimen bzw. Häusern weitaus größer ist, oft bis zu 70%.

Wobei hier Ostösterreich traditionell im Nachteil ist.

Während im Westen unter

den westlichen Besatzungsmächten bereits früh mit dem Wiederaufbau begonnen wurde, muss der Osten bis heute die 10jährige Verspätung beim Wiederaufbau nachholen. In NÖ etwa werden immer noch Kanäle gebaut, was in Deutschland undenkbar wäre. Aber grundsätzlich herrscht am Land die Mentalität "Eigenheim um jeden Preis", die durchaus hinterfragenswert ist, vor allem weil das in der Praxis nicht durchführbar ist und zwangsläufig dazu führt, dass sich jene, die sich kein Eigenheim leisten können, immer öfters als "Verlierer" erleben, was enormen sozialen Druck erzeugt.

Unfrei_willig: *Insgesamt gilt aber doch, dass wir heute in Wien hervorragende Wohnbedingungen haben?*

Hermann Schuster: Heute haben wir das Problem, dass der Wohnraum in Wien insgesamt teuer geworden ist. Wir haben weniger Substandardwohnungen, die Zahl sank im Zeitraum von 1997-2007 von etwa 100.000 auf nun ca. 45.000 Wohnungen durch Förderungen der Stadt Wien. Hinzu kommt, dass wir in den letzten vier Jahren steigende Baukosten von bis zu 20 Prozent hatten. Das resultiert aus einem Blumenstrauß von Faktoren. Einerseits aufgrund der Rohstofflage, aber auch durch Spekulationen auf den Weltmärkten. Die höheren Baukosten resultieren andererseits aus der Ökologisierung, die natürlich grund-

sätzlich vernünftig ist, denn Energie- und damit Betriebskosten sind ebenfalls stark ansteigend und werden immer mehr zu einem Problem.

Es gibt seriöse Studien, laut denen sich PensionistInnen schon in 20 Jahren ihre Wohnung nicht mehr leisten können, weil die Mieten samt Betriebskosten höher als ihr Einkommen sein werden. Das gilt nicht nur für Menschen an der Grenze zur Armut, sondern für die Mittelschicht, die immer stärker – insbesondere beim Eintritt in die Pension – davon betroffen sein wird. Gerade vor diesem Hintergrund ist die Entwicklung hin zu Niedrigenergiehäusern sinnvoll und notwendig, aber das bedeutet eben auch höhere Baukosten.

Schließlich hat man sich in Wien auch die Latte der Wohnqualität etwas hoch gelegt, was sich an diversen Architekturwettbewerben zeigt. Architektur ist eben teuer. Man muss sich fragen, ob es hier wirklich noch um qualitativ



hochwertiges Wohnen oder nicht doch auch um die Befindlichkeiten von Architekten geht. Niemand hat etwas gegen gute Architektur, aber was spricht dagegen, ein bewährtes Konzept mehrmals zu verwenden? Das soll kein Aufruf zum Einheitsbau sein, aber man kann ja – unter dem Nenner der Kostenersparnis – Konzepte variieren, anstatt immer wieder neue, kostenintensive Ausschreibungen zu starten.

Unfrei_willig: *Es wäre also besser, wenn es noch mehr "schlechte" Wohnungen gäbe?*

Hermann Schuster: Die Wohnkosten stagnieren in Wien heute auf hohem Niveau (zwischen 7 und 10 Euro pro m² netto, die Betriebskosten zwischen 1,50 bis 1,80 pro m²). Es gibt mittlerweile Familien, die bis zu 40% ihres Gehalts für das Wohnen ausgeben. Der höhere Althausbestand vor 20 Jahren hatte ja auch den Vorteil, dass die Mieter sich ihre Wohnungen selbst sanieren konnten, dass man also kostengünstig in

eine schlechte Wohnung einzog und sich allmählich zu einem besseren Wohnstandard vorarbeiten konnte. Diese Übergänge gibt es heute kaum mehr, nicht nur das Wohnen, auch der Einstieg in eine neue Wohnung ist teurer geworden.

Unfrei_willig: *Lässt sich diese Tendenz nicht durch den geförderten Wohnbau auffangen?*

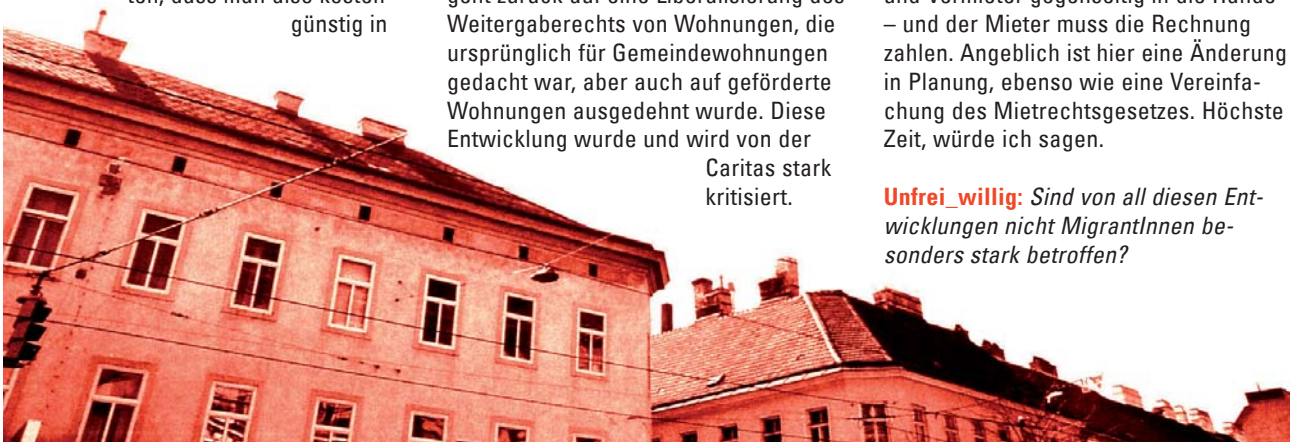
Hermann Schuster: Bei den geförderten Wohnungen gibt es ein großes Reservoir an älteren Wohnungen, bei denen nur noch ein geringer Anteil an Eigenmittel zu entrichten ist. Diese "Bestandswohnungen" wären eine gute Chance für einkommensschwache Personengruppen auf leistbarem Wohnraum – und außerdem auf den Aufstieg in eine Mittelschichtpopulation. Aber derzeit ist es so, dass jemand, der beispielsweise über 3.000 Euro Nettogehalt verfügt, die preisgünstige Wohnung seiner Großmutter übernehmen kann. Das geht zurück auf eine Liberalisierung des Weitergaberechts von Wohnungen, die ursprünglich für Gemeindewohnungen gedacht war, aber auch auf geförderte Wohnungen ausgedehnt wurde. Diese Entwicklung wurde und wird von der

Caritas stark kritisiert.

Unfrei_willig: *Immer wieder kritisiert wird auch das bestehende Mietrechtsgesetz.*

Hermann Schuster: Das Finden einer Wohnung wird immer schwieriger. Nicht zuletzt aufgrund der komplizierten rechtlichen Situation. Ein Großteil der Wohnungen wird frei vermietet, trotz Kategorieobergrenzen, trotz Ab- und Zuschläge, weil das System so komplex ist. Wer endlich etwas gefunden hat, ist froh darüber, auch wenn die Miete bzw. Kautions- und Provision zu hoch sind. Und verzichtet oft auf eine Klage, nicht zuletzt weil ein Prozess risikoreich und mit Kosten verbunden ist. Ich verrate keine Neuigkeit, wenn ich sage, dass das Image der Immobilienbranche noch immer nicht großartig ist. In vielen anderen Ländern begleitet der Makler den Mieter in die Wohnung, kümmert sich um seinen Kunden. In Österreich fehlt es nicht nur an Qualitätsbewusstsein (und entsprechenden Serviceleistungen), hier spielen sich auch Makler und Vermieter gegenseitig in die Hände – und der Mieter muss die Rechnung zahlen. Angeblich ist hier eine Änderung in Planung, ebenso wie eine Vereinfachung des Mietrechtsgesetzes. Höchste Zeit, würde ich sagen.

Unfrei_willig: *Sind von all diesen Entwicklungen nicht MigrantInnen besonders stark betroffen?*





Hermann Schuster: Seit 1989 haben wir eine sehr starke Zuwanderung. In Wien haben wir zwar keine Ghettos, aber doch deutlich sichtbare Häufungen. Die Versuche der Stadt Wien, MigrantInnen in den geförderten Wohnbau oder die Stadterweiterungsgebiete zu locken, waren bisher nur begrenzt von Erfolg gekrönt. Einerseits, weil das lange Zeit nicht ausreichend kommunizierte wurde, andererseits weil MigrantInnen gerne dort hinziehen, wo schon MigrantInnen wohnen, also eher in ihrem familiären und kulturellen Umfeld bleiben wollen.

Unfrei_willig: *Ist es nicht eher so, dass sich MigrantInnen oft gar nicht leisten können, woanders zu wohnen?*

Hermann Schuster: Nicht ausschließlich. In der Broschüre "Gastarbeiter" zur großen Arbeitsmigrationsausstellung in Wien 2004 schrieb einer der Autoren, Arif Akkiliç, dass sich "die MigrantInnen relativ spät um eigene, schönere, größere Wohnungen bemühten." Der Grund dafür war laut Akkiliç folgender: "In den 70er- bis in die 80er Jahre war der Gedanke, binnen kurzer Zeit wieder zurückzukehren, stark präsent. Man nahm daher von der Investition der Ersparnisse in das Wohnwesen Abstand." Das ist heute nicht mehr so, und natürlich lässt sich dagegen auch einwenden, dass dieser Traum von der Rückkehr gerade durch die österreichische Migrationspolitik wesentlich gefördert wurde, was sich ja nicht zuletzt in dem jahrelang verwendeten, völlig unzutreffenden Begriff "Gastarbeiter" am deutlichsten ausdrückt.

Aber es macht generell wenig Sinn, sich hier mit Schuldfragen zu beschäftigen. Fakt ist, dass heute weitaus mehr MigrantInnen in Substandardwohnungen leben als ÖsterreicherInnen. 25% der MigrantInnen leben in Substandardwohnungen, 90% der Österreicher leben in Kat. A Wohnungen, bei MigrantInnen sind es 75% – laut MigrantInnenbericht 2007 des BKA. Und Fakt ist auch, dass das eine der größten Herausforderungen für die Wohnpolitik darstellt.

Unfrei_willig: *Wie sehen diese Herausforderungen an die derzeitige Wohnpolitik generell aus?*

Hermann Schuster: Das größte derzeitige "Manko" der Wohnpolitik wurde mit der Aufhebung der Zweckwidmung der Wohnbauförderung 2001 geschaffen, worauf die Caritas schon mehrfach hingewiesen hat. Die Kommunen und Gemeinden können damit nun auch bspw. Kreisverkehre, Kindergärten, Infrastruktur finanzieren. Dagegen ist

prinzipiell nichts einzuwenden, aber es wurden auch Förderungen an Banken bzw. internationale Trusts verkauft, was im Grunde eine Katastrophe war, denn Familiensilber kann man bekanntlich nur einmal verkaufen. Vorher war es ein Refinanzierungsmodell, das Geld wurde entnommen und floss über die Mieten wieder retour. Jetzt ist diese Kasse teilweise geplündert.

Unfrei_willig: *Mit dem Blick in die Zukunft: Was muss sich hier ändern oder besser werden?*

Hermann Schuster: Die Zukunft der Wohnpolitik muss darin bestehen, durch Förderungsanreize oder immaterielle Benefits für eine gute Durchmischung zu sorgen – sowohl was die Einkommensverhältnisse, wie auch die ursprüngliche Herkunft betrifft. Die Wohnbauförderung ist ja eine Mittelschichtförderung und wird von 70% der Mittelschicht genutzt, ist also das ideale Instrument dafür. Es geht nicht darum, dass am Ende alle ihren Traum vom Eigenheim oder der Villa verwirklichen – davon träumen übrigens 60% der ÖsterreicherInnen –, sondern dass man das Gefühl hat, dass es dort, wo man lebt, auch schön ist. Und dass man dort nicht alleine gelassen wird. Es geht beim Wohnen nicht nur um Behausung: Wohnen ist der Schlüssel zu allen sozialen und kulturellen Bedürfnissen.

Das Interview führte Kurt Riha.





Mit Blick
auf die
Betroffenen

Krankheit, Unfall, Depression

Der eigene Körper ist nicht mehr richtig zu gebrauchen. Krankengeld statt Gehalt, dann Arbeitslose, dann Notstandshilfe. Zu wenig Selbstbewusstsein und viel zu viele Probleme. Zu viel Monat auf zu wenig Einkommen. Zu wenig für die Miete, später auch zu wenig fürs Zimmer in der billigen Pension. Zu wenig zum Leben, grad noch zuviel zum Sterben. Hoffentlich.

Erbpacht

Mit drei Jahren von der Mutter zur Großmutter. Mit sechs zu Pflegeeltern. Mit acht von der Mutter zum Stiefvater geholt. Mit zehn mit der Mutter zum neuen Freund. Mit elf in eine Kinder- und Jugend-WG. Mit dreizehn ausgerissen und von der Polizei zurückgebracht. Dann wieder ausgerissen und wieder zurückgebracht. Mit achtzehn die eigene Wohnung, in der immer Hochbetrieb herrscht. Wie in der WG. Mit zwanzig ist die Wohnung weg. Und niemand bringt dich jetzt zurück. Wohin auch?

10 Gründe, warum Mensc

Schicksalschlag

Es gibt Situationen im Leben, da ist alles wurscht. Ein Verlust, ein Schicksalschlag, eine Enttäuschung. Vorübergehend läuft das Leben aus dem Ruder. Irgendwann auch auf Miete und Strom vergessen, weil den Kopf in den Sand gesteckt. Schließlich ist alles über den Kopf gewachsen. Dann war es für einen Neuanfang zu spät.

Fehlentscheidung

Eine geniale Idee! Ein eigenes Geschäft! Endlich auf eigenen Beinen stehen! Wenig später: Aus der Traum! Eine kleine Fehlkalkulation nur. Und jetzt eine doppelt gescheiterte Existenz. Finanziell am Ende und auch persönlich die Erkenntnis: "Du hast es nicht geschafft. Du bist kein Erfolgstyp." Also versucht, das Glück zu erzwingen. Erst im Kasino. Dann am Glücksspielautomaten. Am Ende verschuldet oder noch schlimmer.

Gewaltopfer

Eigentlich eine normale Ehe. Beim ersten Mal war er vielleicht nur betrunken. Beim zweiten, dritten, vierten Mal tröstet das nicht mehr. Die Schwiegermutter, in deren Haus ihr gemeinsam wohnt, glaubt dir auch nicht. "Geh wohin der Pfeffer wächst!" Samt dem Kind. In Tirol leben die Eltern. Dort wächst zwar kein Pfeffer, aber die "Leute" zerreißen sich den Mund ... Also weiter zur Freundin und am Ende ins Obdachlosenhaus. "Zum Gsindel", wie die "Leute" sagen.



Fehlende Integration

Wer sich am Rand befindet, ist schnell ganz draußen, auch auf der Straße. Integration kann nur von der Mehrheit ausgehen. Von Langzeitarbeitslosen zu erwarten, sie sollen sich am Arbeitsmarkt integrieren, ist zynisch. Programme zum Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt bedeuten Hilfe am Wohnungsmarkt. Und umgekehrt. Programme zur Wohnungssicherung sind Programme zum Arbeitseinstieg. Doch immer mehr Programmausfall: Bildstörung für die, die das Bild stören.

Reichtum produziert Armut

Nicht nur in Ländern wie Brasilien und Rumänien gibt es Obdachlosigkeit. Auch in den reichsten Ländern der Welt. Der Wohlstand muss wachsen. Die Wohnungen werden besser und teurer. Der Arbeitsmarkt braucht schnelle, gesunde und gebildete TeilnehmerInnen. Wer nicht mitkommt, bleibt auf der Strecke. Armut mit der Extremform "Obdachlosigkeit" ist kein Phänomen, sondern ein politisches Versäumnis.

hen obdachlos werden.

Überforderte Netzwerke

Arbeitsplätze sind soziale Säulen. Sie bieten neben Erwerbslohn soziale Kontakte, manchmal auch Wohnplatz. Freunde und Freundinnen sind soziale Säulen. Sie bieten Vertrautheit, geben Rückhalt, Selbstbewusstsein. Arbeitsplatzverlust, Wohnortswchsel, Beziehungsabbrüche bringen das Gebäude "Mensch" ins Wanken. Familien bieten Rückhalt. Durch Zärtlichkeit, gewohnte Abläufe, Arbeitsteilungen, materiellen Ausgleich, Wohnmöglichkeit. Stürme sind nur in festen Gebäuden zu überstehen. Wetterfeste Familien sind keine Selbstverständlichkeit.

Sozialbürokratie

Bis die zuständige Stelle gefunden ist, kann die Katastrophe schon perfekt sein. Stelle X ist für Problem A zuständig, Stelle Y für Problem B, Stelle Z ... Und wenn es hart auf hart kommt, ist niemand zuständig. Ein extremer, aber leider nicht seltener Fall: Wegen psychischer Auffälligkeit ins Spital gebracht. Wegen mangelnder akuter Gefahr wieder entlassen. Zu krank für zu Hause. Zu gesund fürs Spital. Fertig ist der bürokratische Salat. Und die Betroffenen stehen auf der Straße.

Keiner dieser Gründe ...

... führt alleine zur Obdachlosigkeit. Schon gar nicht zwangsweise. Doch viel zu häufig ergibt sich die Kombination von zwei, drei, vier der hier genannten oder auch anderen Faktoren. Die Kombination aus Schicksalsschlägen und individuellen Schwächen, aus Fehlverhalten und Überforderungen im persönlichen Umfeld, und nicht zuletzt aus gesellschaftlichen und politischen Unterlassungen führt in die Obdachlosigkeit.



“Was pudeln sie sich auf, Herr Resetarits?”

Drohende Wohnungslosigkeit und Delogierungen sind oftmals Thema der ORF-Sendungen “Schauplatz Gericht” und “Bürgeranwalt”. Wir haben mit ORF-Sendungsverantwortlichen Peter Resetarits über seine langjährigen Erfahrungen gesprochen.



Unfrei_willig: *Sie sind in ihren Sendungen "Schauplatz Gericht" und "Bürgeranwalt" mit dem Thema Wohnungslosigkeit konfrontiert. Wie häufig kommt diese Problematik im Vergleich zu anderen Themen vor?*

Peter Resetarits: Delogierungssendungen im engeren Sinne kommen nicht oft vor, haben wir aber auch schon gemacht, dass wir etwa Gerichtsvollzieher begleiten und deren Tagewerk beobachten. Aber viele Themen haben mittelbar mit drohender Wohnungslosigkeit zu tun. Vor kurzem hatten wir etwa eine tragische Geschichte, die mich sehr berührt hat und wo ich auch gescheitert bin. Eine Frau hat mit ihrem Mann 50 Jahre in der gemeinsamen Wohnung gelebt. Die Wohnung gehörte dem Mann, der ist gestorben und es gibt auch einen Sohn. Nun besagt ein Gesetz im ABG: Wenn der Ehegatte stirbt, dann kann der überlebende Ehegatte – egal ob es Erben gibt oder wem von beiden die Wohnung gehörte – durchsetzen, dass er oder sie bis zum Lebensende in der Wohnung leben kann. In diesem Fall war es aber so, dass der Sohn Schulden hatte. Der Sohn wollte nicht, dass die Mutter die Wohnung verliert, aber die Gläubiger des Sohns haben es tatsächlich durchgesetzt, dass die Wohnung versteigert wird.

Ich dachte, auch vom Studium her, dass das Recht des Ehegatten, in der Wohnung bleiben zu dürfen, über allen anderen Rechten – auch jene von Gläubigern und Erben – steht. Aber das ist kein dingliches Recht, sondern nur ein obligatorisches Recht, das die Frau zwar

gegen den Erben durchsetzen kann, nicht aber gegen die Gläubiger des Sohns. Die Frau hat mich bis vor ein paar Wochen immer wieder angerufen und gesagt, sie geht nicht lebendig aus der Wohnung raus, sie bringt sich vorher um. Darauf haben wir mit dem Bürgermeister telefoniert, mit allen Stellen Kontakt aufgenommen, ob es irgendwelche Ersatzwohnmöglichkeiten gäbe, aber ich halte das grundsätzlich für eine Systemwidrigkeit, weil hier eine Absicht des Gesetzgebers, nämlich überlebende Ehegatten zu privilegieren, auf eine für mich nicht nachvollziehbare Weise umgangen wird. Ich glaube, dass hier eine Gesetzesänderung notwendig wäre. Wir haben tatsächlich auch einen Sektionschef des Justizministeriums in die Sendung geholt und der hat dann ein, wie ich fürchte, Lippenbekenntnis abgegeben, dass man sich das anschauen wird. Wir werden da sicher wieder nachfragen.

Unfrei_willig: *Ist das Problem der Wohnungslosigkeit bzw. drohender Delogierungen in den letzten Jahren ihrer Ansicht nach gestiegen?*

Peter Resetarits: Ich habe schon den Eindruck, dass es schwieriger wird, gerade für breitere Schichten der Bevölkerung, die eigene Wohnung zu erhalten. Insbesondere bei Pensionisten, die kleine Pensionen haben, aber auch bei allein erziehenden Müttern oder größeren Familien gehen die Mietsteigerungen oft ans Eingemachte. Wenn dann ein schwerer Unfall passiert ... dazu fällt mir

ein Beispiel aus einer aktuellen Sendung ein. Ein Mann, 26 Jahre alt, der noch an seinem Haus baute und zwei kleine Kinder hat, erlitt einen Arbeitsunfall, bei dem die Wirbelsäule schwer beschädigt wurde, allerdings so, dass sich das erst nach ein paar Monaten zeigte. Jetzt benötigt er einen Stock zum Gehen, ist inkontinent... und muss herumstreiten mit der PVA, der AUVA, der Generali-Versicherung (er hatte auch eine private Unfallversicherung), weil die Versicherungen behaupten, das seien einfach nur Abnützungserscheinungen.

Die Familie steht kurz davor, dass ihnen das Haus versteigert wird. Und die AUVA schreibt uns: "Was pudeln sie sich auf, Herr Resetarits? Da ist eh ein Gerichtsverfahren im Gange und die unabhängigen Gerichte werden das klären." Aber die unabhängigen Gerichte werden bis zur Klärung ungefähr zweieinhalb Jahre brauchen, bis dahin steht die Familie seit zwei Jahren auf der Straße. So etwas ärgert mich maßlos. Das ist ein "klassischer" Fall, eine junge, lebensfrohe Familie mit einem schönen Haus, dann bricht der Vater durch eine Decke – und eineinhalb Jahre später steht die Familie praktisch vor dem Nichts.

Unfrei_willig: *Sie haben auch GerichtsvollzieherInnen bzw. ExekutorInnen in ihren Sendungen begleitet? Wie läuft das ihrer Einschätzung nach hinter den Kulissen ab? Geht es da einigermaßen menschlich zu?*

**"Ein 'klassischer' Fall:
Eine junge lebensfrohe
Familie, dann bricht der
Vater durch eine Decke."**

Peter Resetarits: Ich glaube, GerichtsvollzieherInnen legen großen Wert darauf, nicht ExekutorInnen genannt zu werden, das liegt zu nahe am "exekutieren". Na ja, es ist ein extrem schwieriges Geschäft, wo ich unterschiedliche Dinge gehört habe. Ich habe GerichtsvollzieherInnen erlebt, die, zumindest wenn ich mitgegangen bin, sehr menschlich agiert haben, auch mal ein Auge zugedrückt haben. Ein Gerichtsvollzieher hat mir auch von einem Brandanschlag erzählt. Er kam in ein Haus, wo der Bewohner mit einem Benzinkanister hinter der Türe gewartet, ihn angeschüttet und dann ein Zündholz auf ihn geworfen hat. Also die sind zum Teil mit starken Aggressionen und menschlichen Tragödien konfrontiert, wofür man einen guten Magen braucht.

Einmal habe ich einen Gerichtsvollzieher in ein Haus in Niederösterreich begleitet, wo die Hausgegenstände direkt im Haus versteigert wurden. Da sind dann – ich kann es nicht anders beschreiben – haifischartige Menschen mit Klein-LKWs aufgetaucht, die geschaut haben, ob sie hier versteigerungsmäßig zuschlagen können. Während der Gerichtsvollzieher die einzelnen Gegenstände versteigerte, hörte man im Hintergrund das Schluchzen der Familie, und die Mutter, die mehrmals sagte, sie hängt sich auf. Vor dem Hintergrund dieses Schluchzens trugen dann die Käufer das Eigentum der Familie aus dem Haus... das ist also nichts, was ich ein

Leben lang machen könnte. Andererseits wenden sich immer wieder Beschwerdeführer mit einem anderen Bild von GerichtsvollzieherInnen an uns. Wo eben doch in beinhardter Weise mit ihnen umgesprungen sei oder man sich daneben benommen hätte.

Unfrei_willig: *Wie groß ist der Handlungsspielraum von GerichtsvollzieherInnen? Letztlich betreten sie ja erst die Szene, wenn gar nichts mehr geht.*

Peter Resetarits: Das schon, aber der Ermessungsspielraum ist doch, wo er oder sie dann wirklich den Kuckkuck raufklebt. Und sagt: "Moment mal, das Tippkick oder der Wutzler gehört dem Kind, da muss kein Kuckkuck rauf." Einmal hatten wir eine Delogierung, die fast ins Tragikomische ging. Nach der Delogierung beschloss der Betroffene, reinen Tisch zu machen. Er hat viele Erlagscheine nicht eingezahlt, er war, glaube ich, ein etwas schlampiger Mensch. Es ist ja oft so, dass sich die

Leute selbst in den Sack lügen, Briefe oft nicht aufmachen, und dann geht es schnell. In dem Fall hat der Betroffene be-

geschlossen, er wird seine Ersatzfreiheitsstrafe antreten, hatte aber den Strafantrittsbescheid ebenfalls verschmissen.

Wir haben ihn mit der Kamera zum Strafantritt begleitet, woraus einer der skurrilsten Dialoge resultierte, die wir je aufgezeichnet haben. "Ihr sucht mich, da wäre ich jetzt", sagte er zu den Be-

amten im Strafgefängnis. Und die antworteten: "Wo ist der Strafantrittsbescheid?" Aber den hatte er verloren, also konnten sie ihn nicht inhaftieren. Dann zeigte er stattdessen alle seine Erlagscheine her, er hatte sogar den Gesamtbetrag ausgerechnet. Aber die Beamten sagten: "Nein, so geht das nicht." Und währenddessen drehte er sich immer in die Kamera und sagte: "Hearst, jetzt nehmen die mich nicht!"

Unfrei_willig: *Es gibt ja nicht nur Besitzexekutionen, sondern auch Delogierungen, bei denen die Wohnung verschlossen wird und die Betroffenen dann regelrecht auf der Straße stehen.*

Peter Resetarits: Das haben wir in früheren Schauplatzsendungen dokumentiert, aber das ist nicht unbedingt die Art der Reportage, die wir oft bringen.

Unfrei_willig: *Stellt sich hier nicht auch eine ethische Frage, denn diese Geschichten zu zeigen bzw. im ORF zu bringen, bedeutet ja einen Eingriff, der den Ablauf der Dinge verändert.*

Peter Resetarits: Genau. Das passiert bei unseren Sendungen sehr oft, was mich oft auch wundert. Dass etwa alleine durch die Darstellung im Fernsehen SeherInnen so betroffen sind, dass sie – sogar ungefragt – eine Ersatzwohnung hergeben oder Geld spenden. Dazu fällt mir ebenfalls eine Geschichte ein. Eine Frau hatte eine Operation im Spital, aber nach der Operation hatte sie ein völlig verbranntes Gesäß. Einer der Ärzte sagte: "Oje, da wird etwas mit der Elektrodenplatte passiert sein." Dann verklagte sie das Spital, aber ein Gerichtsgutach-



ter hat aus mir unverständlichen Gründen befunden, dass das eine Art blitzartiges Wundliegen sein müsse, ein ganz seltenes Phänomen angeblich. Ergo eine schicksalhafte Fügung, die Ärzte nicht schuld. Daraufhin hat die Frau, die ohnehin gesundheitlich schwer bedient war, den Prozess beim Obersten Gerichtshof verloren. Und musste nicht nur ihre Anwälte, sondern auch die Anwaltskosten des Spitals bezahlen, insgesamt 42.000,- Euro.

Dieses Geld hatte das Ehepaar nicht, er war Hilfsarbeiter, sie Hausfrau. Daraufhin sagten die Gläubiger: "Na gut, dann greifen wir auf das Haus zu." Also, es war zum Greifen, dass hier eine riesige Schweinerei passiert. Nach der Sendung, in der wir das einfach so brachten, ohne Spendenaufruf, meldeten sich spontan zwei ältere Damen, die namentlich nicht genannt werden wollten, und spendeten je 10.000 Euro. Zugleich haben wir auch auf die Versicherung eingewirkt, die dann 12.000 Euro nachgelassen hat, was sich das Ehepaar dann leisten hätte können. Das haben wir in der Sendung als Erfolg gebracht, worauf sich noch eine Frau meldete und sagte: "Unfassbar, ich spende, an den 10.000 Euro soll es nicht scheitern..." Und die alten Leute waren ihre Probleme los.

Unfrei_willig: *Das erzeugt vermutlich Erwartungshaltungen bei Betroffenen, die sich an die Sendung wenden?*

Peter Resetarits: Genau. Die dann oft enttäuscht werden, weil so eine Geschichte ja schon fast an ein Wunder grenzt.

Unfrei_willig: *Zurück zur Wohnungslosigkeit. Was sind, neben den seltenen Fällen von Delogierungen, die häufigsten Themen in ihren Sendungen?*

Peter Resetarits: Da die Volksanwaltschaft zuständig für den Bereich der Gemeindewohnungen ist, haben wir es hier eher mit Fällen von prekärem Wohnen zu tun bzw. vor allem mit Fällen, wo es um Verbesserungen in der Wohnung geht, die nicht abgegolten werden. Das ist ein Standardthema, nach dem Motto: Ich habe das Badezimmer saniert, man hat mir versprochen, das wird abgegolten, aber beim Auszug zwei Jahre später bekommt man nichts dafür. In der Sendung erklärt dann oft ein Vertreter vom "Wiener Wohnen", warum es kein Geld dafür gibt und warum "Wiener Wohnen" trotzdem super ist. Aber wenn ich jetzt überlege, ob wir im Bereich der Wohnungslosigkeit – so wie in anderen Bereichen – grundsätzlich etwas bewirkt haben... das glaube ich eher nicht.

Unfrei_willig: *Wie sehen sie hier die Gesamtproblematik? Wo liegen ihrer Ansicht nach die Ursachen für das Ansteigen des Problems? Sind es die Mietpreise, fehlt ein Frühwarnsystem...?*

Peter Resetarits: Ohne ein Experte dafür zu sein, meine ich, dass die Schere zwischen stagnierenden Realeinkommen und exorbitant steigenden Mietkosten, die oft ein Drittel bis fast zur Hälfte des monatlichen Budgets ausmachen, immer mehr auseinander geht. Hier ist, sehr pauschal gesprochen, der Staat tatsächlich gefordert, das existenzielle

Grundbedürfnis der Menschen nach Wohnen zu gewährleisten. Und hier ist in den letzten Jahren wirklich einiges ins Rutschen kommen, speziell auch was junge Leute betrifft. Ich wundere mich oft, wie junge Leute sich heute noch trauen, eine Familie zu gründen. Das ist ökonomisch fast nicht mehr vertretbar. Und ich glaube, dass diese Problematik ohne dem Markt der Gemeinde- und Genossenschaftswohnungen noch viel massiver wäre.

Aber die Situation im Allgemeinen ist nicht das Thema unserer Sendungen. Unsere typischen Fälle sind etwa eine junge Familie, die sich ausgerechnet hat, wie sich alles haarscharf ausgeht und dann passiert etwas, eine Scheidung, ein Unfall, und die Versicherung bezahlt aber – aus für uns nicht nach-

"Ich wundere mich oft, wie junge Leute sich heute noch trauen, eine Familie zu gründen."

vollziehbaren Gründen – nicht. Also Fälle, in denen wir auf die Suche nach Ursachen gehen können, wo man

Verantwortliche benennen kann. Hier positionieren wir uns natürlich tendenziell eher auf der Seite der VersicherungsnehmerInnen, stellen deren Argumente etwas mehr heraus. Hier stehen wir aber auch nicht an, wenn sich eine Versicherung bereit erklärt, ein Problem zu lösen bzw. einen Haftungsfall doch zu bejahen, diese in einem entsprechend freundlichen Licht darzustellen, wodurch natürlich wiederum die Versicherung medial profitiert.

Unfrei_willig: *Tragen nicht mitunter die Betroffenen dazu bei, dass ein Problem eskaliert? Wie gehen sie damit um?*

Peter Resetarits: Das ist schwierig. Wenn man ehrlich ist, spielt das bei den meisten Geschichten eine Rolle. Die Wahrheit liegt halt im Graubereich, ganz entmenschlicht agieren die Banken und Versicherungen auch nicht immer. Lieber sind uns natürlich die Geschichten, wo tatsächlich ein Missstand anzuprangern ist, aber manchmal hat der Betroffene tatsächlich ein Schärflein an Fahrlässigkeit dazu beigetragen. Wenn es sozusagen eine leichte, eine nachvollziehbare Fahrlässigkeit ist, greifen wir solche Geschichten schon an, aber wenn sich jemand in flagranter Weise daneben benommen hat, dann schreiben wir ihm, dass wir seinen Fall nicht aufgreifen können.

Unfrei_willig: *Damit urteilen oder richten sie allerdings selbst über die Fälle.*

Peter Resetarits: Das ist richtig, aber wir müssen eben entscheiden. Wir erhalten jeden Tag 20 Briefe – und darüber müssen wir eben, bei einer manchmal zugegebenermaßen oberflächlichen Prüfung, entscheiden. Unser Sendeplatz ist auch beschränkt.

Unfrei_willig: *Es war mehrmals die Rede von Banken und Versicherungen. Werden diese ihrem teilweise negativen Ruf gerecht oder trifft das nur auf vereinzelte Akteure zu?*

Peter Resetarits: Es gibt immer wieder Leute in Banken und Versicherungen, die in fahrlässiger oder fast schon flagranter Weise mündliche Zusatzverein-

barungen machen, die in dieser Form nicht fallen hätten dürfen, die dann meist auch abgestritten werden und wo dann Aussage gegen Aussage steht. Auch das ist ein Standard, der immer wieder in unseren Sendungen vorkommt. Andererseits habe ich nach langjähriger Erfahrung doch den Eindruck, dass die allgemeinen Geschäftsbedingungen bei Versicherungen in vielen Fällen – also das Kleingedruckte auf den 27 Seiten, die sich niemand wirklich durchliest – so gestaltet sind, dass sich fast immer etwas findet, warum leider doch kein Haftungsanspruch besteht. Da frage ich mich oft: Ist das nicht ein von der Lebensrealität her auszuschließender Fall, dass die Versicherung niemals etwas zahlt?

Unfrei_willig: *Wie sehen hier die Erfahrungen im Umgang mit Behörden aus?*

Peter Resetarits: Es ist schwer, das pauschal zu beurteilen. Ich habe das Gefühl, dass in manchen Fällen immer wieder recht unangenehm über Leute hinweg gefahren wird. Ein Bereich, bei dem mir das verstärkt auffällt, ist das Sachverständigenwesen, etwa bei Invaliditätseinstufungen. Hier erhalten wir viele Beschwerden nach dem Motto: "Der hat mich überhaupt nicht angeschaut." Oder mich derart unfreundlich als arbeitsscheuen Tachinier behandelt, dass ich mit Tränen in den Augen dort wieder weggegangen bin. Gerade bei Fällen von Behinderung wird oft eine Art Laby-

rinth oder Hindernisparcour aufgestellt, um etwa an Förderungen für Heilbehelfe zu kommen.

Wir hatten den Fall eines behinderten Kindes, das ganz offensichtlich einen Elektrorollstuhl benötigte, für dessen Förderung drei Institutionen zuständig waren. Aber die haben regelrecht darum gepokert, wer jetzt den Löwenanteil der Finanzierung beisteuern muss. Und die Eltern des betreffenden Kindes wur-

den jahrelang mit ihren Anträgen im Kreis geschickt. Und dann kommt die Sendung und es geht doch alles relativ schnell. Oft wird sogar noch vor der Sendung eine Lösung gefunden – hier ist auch

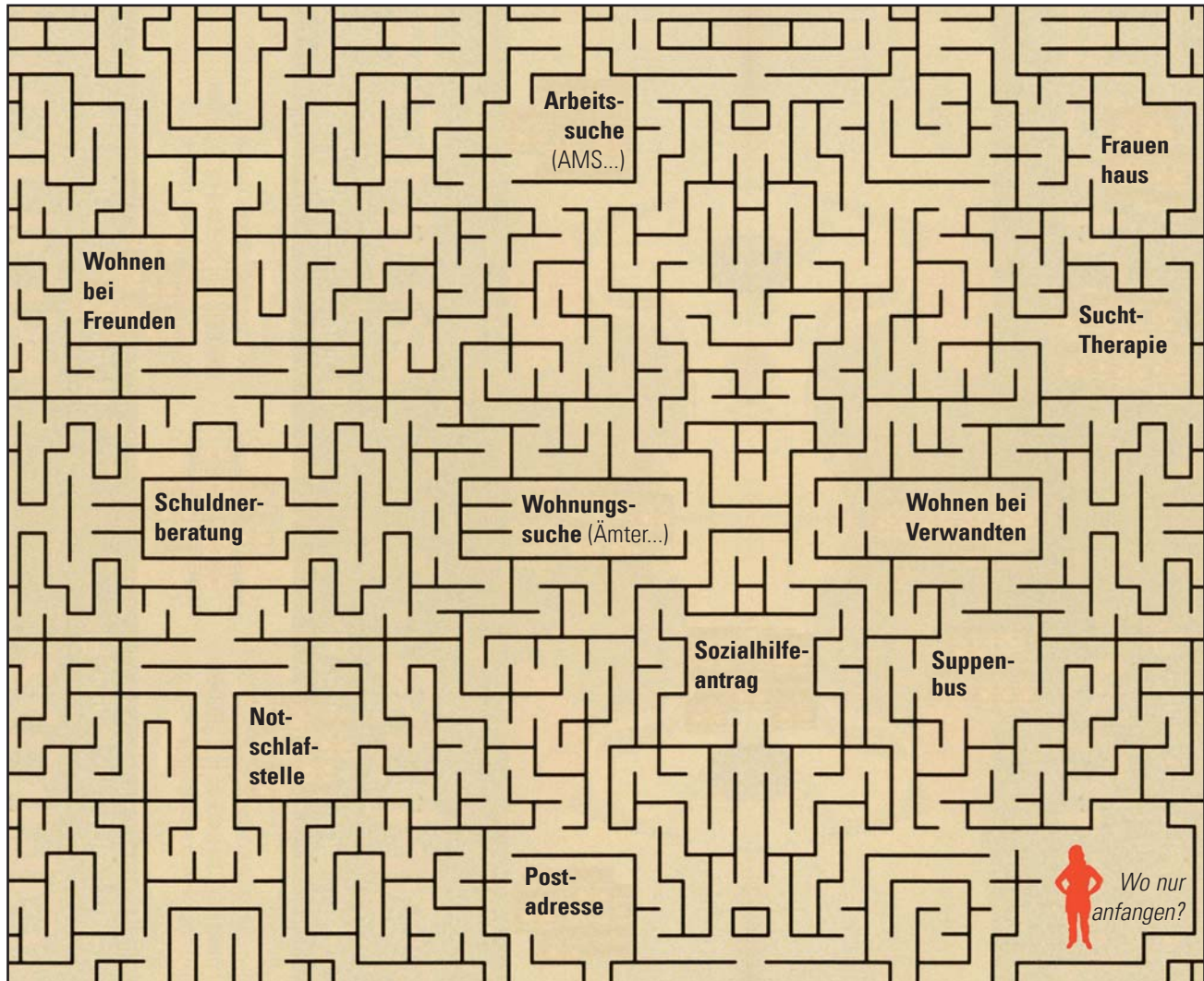
die Unterstützung der Volksanwaltschaft eine große Hilfe. In der Sendung erzählt dann ein ranghoher Vertreter, dass er gerade erst von diesem Fall gehört habe, dass die Fördermittel natürlich bewilligt werden, dass er sich freut mitzuteilen, dass der entsprechende Brief schon unterwegs sei...

Unfrei_willig: *Ihre Sendung wird hier also auch als Plattform zur positiven Selbstdarstellung genutzt?*

Peter Resetarits: Das soll mir durchaus recht sein, aber schön wäre es, wenn es auch einen Lernprozess gäbe, und nicht immer nur die Kamera notwendig ist, damit sich etwas bewegt.

Das Interview führte Kurt Riha.

Wohnungslos! Und was jetzt?





Die Frage nach der Schuld hat stets auch mit den Ressourcen zu tun. Und die sind höchst unterschiedlich verteilt...

Eine Frage der Ressourcen

Sind Wohnungslose an ihrer Situation selbst schuld? Was brauchen sie, um ihre Notlage zu bewältigen?

Und was können professionelle HelferInnen tun? Der Sozialpädagoge Klaus Wolf im Interview.

Unfrei_willig: *Bei Diskussionen über die Ursachen für Wohnungslosigkeit steht oft ein "selber schuld" im Raum. Wird man den betroffenen Menschen mit einer solchen Sicht gerecht?*

Klaus Wolf: Die Zuschreibungen von Schuld erfolgen häufig sehr schnell, geradezu aus der Hüfte geschossen. Es gibt einen schönen Text von Bernard Weiner (USA) in der deutschen Übersetzung mit dem Titel: "Sünde versus Krankheit. Die Entstehung einer Theorie wahrgenommener Verantwortlichkeit." Danach reagieren wir viel eher mit Hilfsbereitschaft, wenn wir annehmen, dass ein Mensch das Problem, für dessen Bewältigung er möglicherweise unsere Hilfe braucht, nicht selbst verursacht hat. Das wird unter der Chiffre "Krankheit" gefasst: Dafür kann der andere nichts, das kann uns auch passieren, dem muss man helfen.

Wird ein Problem hingegen als schuldhaft selbst verursacht angesehen, hätte das Problem leicht – insbesondere durch ein "ordentliches Leben" – verhindert werden können ("Sünde"), sinkt die Hilfsbereitschaft ganz erheblich. Das wird zum Beispiel so untersucht, dass man Versuchspersonen einen Film vorführt und sie anschließend befragt, ob

sie Geld für eine Organisation spenden würden, die die gezeigten Menschen unterstützt. Bei solchen Experimenten hat sich herausgestellt, dass die Spendenbereitschaft für querschnittsgelähmte Menschen deutlich höher ausfiel als für solche, die an AIDS erkrankt waren. Genau umgekehrt verhielt es sich, wenn man einer Gruppe einen Film mit einem betrunkenen Autofahrer zeigte, der anschließend im Rollstuhl saß und einem Kind, das durch eine Bluttransfusion mit HIV infiziert wurde.

Insofern ist Schuldzuschreibung ohne genaues Hinsehen eine Strategie der Hilfeverweigerung: Ich stehe nicht vor der Frage, ob ich ein hartherziger Mensch bin. Weil solche Menschen meine Hilfe nicht verdient haben. Andere, die "Kranken", schon eher.

Unfrei_willig: *Was ist mit jenen, die durch ihr eigenes Verhalten – Miete nicht bezahlt, alkoholsüchtig geworden, nichts Ordentliches gelernt und deshalb arbeitslos – die Wohnungslosigkeit zumindest mit herbei geführt haben?*

Klaus Wolf: Für mein Empfinden verletzt es die Menschenwürde, wenn wir Menschen grundsätzlich unterstellen, dass sie keine Verantwortung für sich und ihr Verhalten übernehmen können. Damit würden wir sie entmündigen. Aber wir

"Wie können wir Menschen, die resigniert haben, zu neuen Experimenten mit Eigenaktivitäten verführen?"

müssen uns die Frage stellen: welche unterschiedlichen Probleme haben Menschen zu bewältigen? Und welche unterschiedlichen Hilfsmittel – ich spreche in diesem Zusammenhang von Ressourcen – stehen ihnen dafür zur Verfügung? Wenn man sehr schwierige Lebensumstände untersucht, kann man in der Vergangenheit der betroffenen Menschen manchmal Wendepunkte finden, an denen ihre Handlungsmöglichkeiten objektiv sehr eingeschränkt waren und außerdem von ihnen selbst nicht wahrgenommen wurden. Die Menschen, die meinen, sofort zu wissen, was sie in einer solchen Situation täten, haben eigentlich nie eine genaue Vorstellung von der konkreten Situation des anderen – weil sie sie nie erlebt haben. Und auch nicht davon, wie der andere eine solche Situation erlebt.

Unfrei_willig: *Viele unserer KlientInnen schaffen es relativ rasch, die Wohnungslosigkeit wieder hinter sich zu lassen, während es anderen viel schwerer fällt und manchen überhaupt nicht gelingt. Liegt das im Charakter der Betroffenen? Sind langfristig Arme faul?*

Klaus Wolf: Ich empfehle, sehr zurückhaltend mit der Zuschreibung unveränderlicher Persönlichkeitseigenschaften zu sein. Als Pädagoge bin ich vielmehr von der Lernfähigkeit bis zum Tode überzeugt. Wenn Menschen sich mit ihrer Situation arrangiert haben und nichts mehr tun, um sie zu verändern, dann ist es wichtig, dass als Folge von Erfahrungen des Scheiterns zu deuten und nicht als Charakterchwäche. Rückblickend frage ich dann eher: "In welchen Lebens- und Lernfeldern hat diese Person die Erfahrung gemacht, dass sie ihre Situation nicht beeinflussen und verbessern kann?" Wir stoßen dann oft schon in der Kindheit auf die Erfahrung, schlimmen Situationen hilflos ausgeliefert gewesen zu sein. In solchen durch Willkür und Unberechenbarkeit geprägten Verhältnissen lernen Menschen, dass sie durch



“Die Frage an die Soziale Arbeit ist dann: Könnt ihr den Menschen Ressourcen zugänglich machen, die sie für die Bewältigung ihrer Probleme dringend brauchen?”

eigene Aktivitäten nichts bewirken können. Wir entwickeln unsere Strategien, das Leben zu bewältigen, innerhalb der Lebensumstände, in denen wir uns befinden. Für uns selbst sorgen zu können, ist uns nicht angeboren. Wir benötigten dazu die Erfahrung, schlimmen, angstausslösenden Verhältnissen nicht schutzlos ausgeliefert gewesen zu sein.

Aber wir können auch weiterlernen. Deshalb fragen sich PädagogenInnen auch: "Welche Lernprozesse können wir anregen, damit Menschen durch eigene Handlungen die Situation verbessern können?" Das nennen wir Ermutigung: Die Steigerung des Vertrauens eines Menschen in seine Handlungsmöglichkeiten.

Deshalb sollten sich professionelle HelferInnen, die

mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen arbeiten, fragen: Welche Lebens- und Entwicklungschancen wurden dieser Person (bisher) vorenthalten? Wie können wir die Lebenslage so verändern, dass neue Erfahrungen möglich werden? Und wie können wir außerdem Menschen, die resigniert haben, dazu "verführen", neue Wege auszuprobieren?

Die Diagnose "Faulheit" verbaut den Zugang zu solchen Handlungsmöglichkeiten.

Unfrei_willig: *In diesem Zusammenhang: Ist die Kürzung oder der Entzug von Sozialleistungen ein geeignetes Mittel, um Menschen zu motivieren, sich aktiv mit ihren Problemen auseinander zu setzen?*

Klaus Wolf: Den Druck zu erhöhen, ist immer eine nebenwirkungsreiche Strategie. Ich würde gar nicht ausschließen, dass sie im Einzelfall zu einer "Aktivierung" führen kann. Ob diese lang anhält, erscheint aber schon fraglich. Für viele Menschen in hoch belasteten Lebensumständen bricht das dünne Eis, auf dem sie sich bewegen, wenn der Druck auch noch von außen erhöht wird. Wie bringt man Menschen also dazu, neue Wege des Handelns zu entwickeln – und die Motivation, diese neuen Möglichkeiten auch zu nutzen?

Wir haben in unseren Forschungsprojekten die Erfahrung gemacht, dass ein Schlüssel im respektvollen, wertschätzenden Umgang liegt: Veränderungen sind nur möglich, wenn eine Vertrauensbeziehung zwischen den KlientInnen und den in der Sozialen Arbeit Tätigen entsteht und die Betroffenen die Erfahrung machen, dass ihr Gegenüber sie nicht verachtet und nicht glaubt, etwas "Besseres" zu sein.

Unfrei_willig: *Sie beschäftigen sich als Sozialpädagoge mit der Frage, was Menschen in schwierigen Lebensbedingungen brauchen, um eine Notlage zu*



bewältigen. Wann ist Hilfe nicht nur gut gemeint, sondern tatsächlich gut?

Klaus Wolf: Ganz kurz zusammengefasst: Gute Hilfe muss an den Sichtweisen und Erfahrungen der Menschen unmittelbar anknüpfen. Es geht um genaues Verstehen: Welches Problem hat dieser Mensch zu bewältigen? Und welche Hilfsmittel bzw. Ressourcen stehen ihm dazu zur Verfügung? Wenn zentrale Ressourcen fehlen, kommt es zu Problemen, die für diesen Menschen zu diesem Zeitpunkt unbewältigbar sind. Die notwendigen Ressourcen können sehr unterschiedliche Formen annehmen: materielle Güter (wie Geld, bessere Wohnsituation), Zugang zu Informationen und Hilfsangeboten, soziale Beziehungen und soziale Netzwerke, Zugang zu ermutigenden Erfahrungen, etc. Die Frage an die Soziale Arbeit ist dann: Könnt ihr den Menschen Ressourcen zugänglich machen, die sie für die Bewältigung ihrer Probleme dringend brauchen und die sie andernorts nicht finden?

Unfrei_willig: *Die Caritas Wien betreibt auch Einrichtungen für wohnungslose Jugendliche bzw. junge Erwachsene. Wo müsste man ansetzen, um dem Problem der Jugendwohnungslosigkeit vorzubeugen?*

Klaus Wolf: Auch dazu nur ganz kurz. Zu den Faktoren, die das Risiko erhöhen, zählen insbesondere Gewalt- und Vernachlässigungserfahrungen an den Orten, von denen aus die Jugendlichen fliehen, nicht sehr selten auch der Ausschluss von Jugendlichen aus Einrichtungen der Jugendwohlfahrt. Gewalt,

Vernachlässigung und den Ausschluss – die Jugendlichen sagen "Rausschmiss" – aus Einrichtungen zu vermindern, ist also ein wichtiges Präventionsziel. Es gibt aber auch Seiten des Lebens auf der Straße, die die Jugendlichen anziehen. Bevor wir sie also gegen ihren Willen "retten", sollten wir mit ihnen reden, genau hinhören und -sehen, um herauszufinden, wann und wie wir ihnen richtig helfen können. Wir sollten schon explizit oder implizit einen Auftrag von ihnen bekommen.

Unfrei_willig: *Können Menschen auch selbst etwas tun, um sich gegen das Abrutschen in Armut und Wohnungslosigkeit zu wappnen?*

Klaus Wolf: Die Menschen können selbst etwas tun und tun ja auch oft etwas. Ich spreche immer von der "Bewältigung", nicht von der "Lösung" von Problemen. Denn oft ist es nicht möglich, ein Problem zu beseitigen. Manchmal können sie das Abrutschen verhindern oder abmildern, manchmal können sie ihr Leben in den schwierigen Verhältnissen verbessern. Da ihnen dabei allgemeine Ratschläge wenig nützen, möchte ich gar nicht erst versuchen, ihnen solche klugen Ratschläge anzudienen.

Was mich aber immer wieder tief beeindruckt hat, ist die Würde von Menschen, die sich auch von schwierigsten Verhältnissen nicht endgültig haben unterkriegen lassen. Ich wäre wahrscheinlich untergegangen, wo viele überlebt haben. Davor habe ich großen Respekt.

Das Interview führte Martina Kargl.

Klaus Wolf ist Professor für Sozialpädagogik öffentlicher Erziehung an der Universität Siegen.

Wussten Sie, dass ...

... es ein Gesetz gibt, das das "unbegründete Stehenbleiben" und "Verstellen des Weges" auf Gehsteigen und Gehwegen verbietet?
 § 78 der Straßenverkehrsordnung; wurde bzw. wird benutzt, um Randgruppen der Gesellschaft aus dem öffentlichen Raum und insbesondere aus Einkaufsstrassen zu vertreiben.



Sind Sie schuld?

Betrachtungen eines Sozialarbeiters.



Treffen sich Zwei in der Beratungsstelle. Sagt der eine: *Du, ich bin obdachlos.* Sagt der andere (Sozialarbeiter): *Selber schuld.* Sagt der Klient: *Du aber auch...*

Sie finden diesen Witz eigenartig und vermissen die Pointe? Sie bemängeln die Professionalität und das Einfühlungsvermögen des Sozialarbeiters? Einverstanden. Aus der Schuldfrage lässt sich kein Witz machen, aber ehrlich: Auch als Sozialarbeiter, der schon einige Jahre wohnungslose Menschen in Wien begleitet und betreut, bin ich manchmal innerlich gespalten. Sätze wie "Jeder ist seines Glückes Schmied" oder "Wohnungslose sind ja selber schuld an ihrer Situation" haben sich im Laufe meiner Sozialisation auch in meine Gedankenwelt eingegraben.

Wüsste ich nicht um die Umstände, in denen Menschen in Not leben müssen, sähe ich nicht den Menschen vor mir und seine Lebenssituation dahinter, ich wäre – bildlich gesprochen – schon des öfteren an der Schuldfrage hängen geblieben und hätte mich in ihren verlockend einfachen Lösungssätzen verfangen. Im Folgenden ein paar Gedanken, die das Schuldickicht zu entwirren versuchen.

Die Frage nach dem "Warum". Zunächst scheint die Frage nach der Schuld ein zutiefst menschlicher Reflex zu sein. Sie erleichtert uns unseren Alltag zu verstehen und eröffnet uns Handlungsperspektiven. Wir möchten wissen, wer wa-

rum in welche schwierige Situation geraten ist. In der Sozialarbeit verhält es sich genauso.

Ein Beispiel. *Herr Mayer kommt ins Beratungsgespräch und beschwert sich lautstark, dass er eine Telefonrechnung von über 1100€ bekommen hat. Er hätte kein Geld sie zu bezahlen und überhaupt sei das alles Wucher...*

Automatisch drängen sich Fragen auf: Wer hat hier Schuld? Wer trägt Verantwortung für dieses Problem? Ist es Herr Mayer selber, der mit Geld nur schwer umgehen kann und der wieder mit seinem Bruder in Spanien stundenlang telefoniert hat? Oder verhält es sich diesmal anders? Wurde Herrn Mayer gar sein Handy gestohlen (was Herr Mayer aus Scham nur ungern zugeben würde) und jemand anderer hat sich an kostenpflichtigen Telefondiensten versucht? Für den Verlauf der Beratung und der

"SozialarbeiterInnen laufen Gefahr, sich schleichend in der Rolle der 'guten' SozialarbeiterInnen wiederzufinden."

Hilfestellung ist es wichtig, herauszufinden, wer in welchem Ausmaß woran Schuld trägt. Oder anders ausgedrückt: Wer in der Beratung die Ursache für ein Problem erkennt, dem eröffnen sich neue Perspektiven zur Problemlösung. (In unserem Beispiel stellte sich heraus, dass die hohe Telefonrechnung durch Internetgebühren zustande kam. Herr Mayer konnte nachweisen, dass er zu den fraglichen Zeitpunkten, seinen Computer nicht in Verwendung hatte, die Betreibergesellschaft konnte ein

technisches Gebrechen als Fehlerursache feststellen und korrigierte die Rechnung).

Schuld und Emotion. Selten verbinden Menschen ihre Schuldsuche ausschließlich mit pragmatischer Ursachenforschung. Vielmehr löst die scheinbare Beantwortung der Frage, wer, wo, in welchem Ausmaß Schuld an einer Sache oder Situation trägt, eine ganze Reihe an Gefühlen aus. Die Palette reicht von Scham bis Verleugnung bei der betroffenen Person und von Verständnis bis Ablehnung bei der schuldzuschreibenden Person. Auch in meiner Betreuungsarbeit geht die Frage nach dem Warum oft eng einher mit Emotion, besonders in schwierigen oder länger andauernden Betreuungssituationen.

Wieder ein Beispiel. *Frau Müller erzählt beim Beratungsgespräch, sie habe zum dritten Mal ihren Termin am Arbeitsamt versäumt und händigt mir den Brief mit der Verständigung über die AMS Bezugssperre aus. Nun kann sie mangels Geld keine Miete für die Wohnung bezahlen.*

Wieder drängen sich Gedanken auf: Klarer Fall, Frau Müller ist selbst Schuld. Wozu haben wir zig-mal besprochen, wie Frau Müller es schafft, den nächsten Termin einzuhalten? Verwunderung und Enttäuschung steigen in mir hoch. Was um Himmels Willen ist los mit ihr? Warum hält sich Frau M. nicht an gemeinsam Besprochenes? Auch ein Ablehnendes "Ihr ist scheinbar einfach nicht zu helfen" ist denkbar.

An dieser Stelle ist meine ganze Erfahrung und professionelle Haltung gefordert, mit der ich mit Frau Müller meine als auch ihre Enttäuschung über den missglückten Termin zur Sprache bringe. Ich muss an dieser Stelle beginnen mit meinen Emotionen bzw. gerade vorherrschenden Gefühlen zu arbeiten, sie als Hinweis auf ein dahinterliegendes gemeinsames Thema verstehen. Ich bemühe mich Frau Müllers Verhalten nicht als Charakterfehler oder moralisches Versagen wahrzunehmen – ein Stigma, das in äußerster Konsequenz sogar zu Hilfeentzug und Abwendung führen könnte. Ich versuche Schuld und Verantwortung in Verhältnis zum Handlungsspielraum zu setzen, der Frau Müller in dieser Sache zur Verfügung steht. Nicht wie Frau Müller ist, ist von Relevanz, sondern was Frau Müller getan oder eben nicht getan hat.

Oft ist dieser Prozess des Relativierens und Übersetzens in einen klientInnen-gemäßen Situationskontext im wahrsten Sinne des Wortes Schwerstarbeit in der Sozialarbeit. (In unserem Beispiel stellt sich heraus, dass Frau Müller zwischen zweitem und drittem AMS Termin in eine psychotische Krise geraten war und nicht in der Lage war, pünktlich zum Termin zu erscheinen. Mit einem entschuldigendem Lächeln erzählt sie, dass sie dafür ihren Antrag auf Rezeptgebührenbefreiung vorgelegt abgeben hat. Gelingt es mir, das Verhalten von Frau Müller in Zusammenhang mit ihrer momentanen psychischen Krise zu bringen, ergeben sich neue Fra-

„Das Zauberwort bei der Frage nach Schuld heißt ‚Anteilnahme‘.“

gestellungen für die Betreuung (z.B. Was kann Frau Müller während einer Krise tun, um eine AMS Sperre zu verhindern?) Es gelingt nun sogar, Frau Müller für den eingebrachten Antrag bei der Krankenkassa Lob entgegenzubringen.

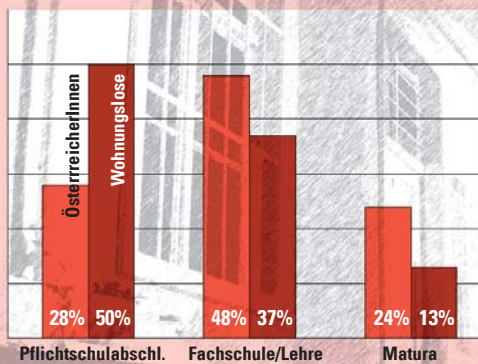
Schuld und Urteil. Nach Schuld zu fragen kann noch einen dritten Effekt auf die Betreuungsarbeit haben. Es kann die Festlegung und Festigung gewisser Rollen zwischen KlientIn und SozialarbeiterIn bedeuten, die ihrerseits unbewusst den Verlauf einer Betreuungsbeziehung beeinflussen. Dabei sind es meist die KlientInnen, die durch ihr „schuldhaftes“, moralisch nicht integrires Verhalten allmählich zu dauerhaft „schuldigen“ KlientInnen werden, SozialarbeiterInnen wiederum laufen Gefahr, sich schleichend in der Rolle der „gu-

ten“ SozialarbeiterInnen wiederzufinden, die für die Erfüllung des gesellschaftlichen Auftrages zur Reintegration eintreten. In dieser Konstellation wird Schuld unbewusst zu einer Art moralischen Instanz im Betreuungsverhältnis, die dazu berechtigt zu urteilen und zu verurteilen. Die Folge kann eine Polarisierung der vorgegebenen Rollenmuster im Hilfeprozess sein.

Ein letztes Beispiel. Herr Malek erzählt während der wöchentlichen Beratung von seiner Drogensucht und davon, wie er im Zimmer seines Übergangswohnheims illegal Drogen konsumiert. „Keine harten Drogen“, wie Herr Malek versichert. Es ist klar, dass Herr Malek damit gegen die Hausordnung verstößt.

Hier vermischen sich im individuellen Betreuungsfall zwei Ebenen von Schuld. Zum einen die Ebene der individuellen Verantwortung der KlientInnen, wie sie

Ausbildung & Wohnungslosigkeit



Anhand der Ausbildungsdaten von 362 Personen, die 2007 in betreuten Wohnungslosenhäusern der Caritas untergebracht waren, zeigt sich, dass bei niedrigerem Bildungsstand die Gefahr von Wohnungslosigkeit deutlich erhöht ist. Ebenso wird aber sichtbar, dass auch Personen mit hohem Bildungsstand zu den Betroffenen zählen.



in den beiden oben beschriebenen Beispielen zum Ausdruck kommt. Zum anderen die Ebene der Schuldfragen, die durch Normen und Wertvorstellungen einer Gesellschaft in jedem Betreuungsverhältnis zum Ausdruck kommen. Als Sozialarbeiter drängen sich auch hier folgende Gedanken auf. Auf der individuellen Schuldebene wären dies zum Beispiel: Warum ist mir die Drogensucht von Herrn Malek bislang nicht aufgefallen? Falls ich Herrn Malek ein Hausverbot geben muss, zerbricht unsere ganze bisherige erfolgreiche Betreuungsarbeit. Was wird dann aus ihm?

Auf der anderen Ebene finden sich:

Muss ich rasch handeln? Gefährdet er die Ordnung im Heim? Muss ich die Heimleitung informieren? Warum gibt es in Wien noch keine Wohnheime mit eigenen Räumen, wo der Konsum illegaler Drogen erlaubt ist? Dann müsste ich meine Betreuungsarbeit mit ihm nicht beenden. Das Dilemma von widersprüchlichen Erwartungen an den Klienten und an mich als Sozialarbeiter wird deutlich. Auf der Suche nach Lösungen für diesen Zwiespalt ist es für mich als Sozialarbeiter nicht immer leicht, den unbewussten Tendenzen zur Vereinfachung und Polarisierung zu entgehen und komplexen Ursache-Wirkung Zusammenhängen den Vorzug zu geben.

Am Ende dieses Artikels können bestenfalls folgende Schlüsse aus dem bisher Geschriebenen gezogen werden.

Erstens: Es liegt keinesfalls auf der Hand, was wir meinen, wenn wir von

Schuld sprechen.

Zweitens: Nach Schuld zu fragen ist ein komplexes, oft unbewusstes, aber vermutlich häufiges Phänomen in der Sozialarbeit.

Drittens: Das Fragen nach Schuld löst auf emotionaler Ebene Effekte aus, die auf die Betreuungsbeziehung – und damit auch auf den Betreuungserfolg – großen Einfluss haben können.

Viertens: Die bewusste oder unbewusste Zuweisung von Schuld kann zu unerwünschter Polarisierung von Rollen in der Sozialarbeit beitragen.

Fünftens (und hier schließt der gedankliche Kreis an den ersten Testabsatz an): Das Zauberwort bei der Frage nach Schuld heißt "Anteilnahme". SozialarbeiterInnen, die sich von der Lebenswelt und Persönlichkeit ihrer KlientInnen berühren lassen, die mit Empathie und Verständnis Anteil am Leben ihrer KlientInnen nehmen, werden weniger in Gefahr kommen, dass Schuld zu einem hinderlichen Beiwerk in der Betreuungsarbeit wird. Schuld verschwindet durch Berührung.

*Jürgen Hölbling,
Sozialarbeiter im "Betreuten Wohnen" der Caritas ED Wien*

Wussten Sie, dass ...

... bereits eine eingemahnte, aber nicht bezahlte Monatsmiete einen "qualifizierten Mietzinsrückstand" darstellt und damit ausreicht, um eine Räumungsklage gegen die MieterInnen einzubringen? (§ 30 Mietrechtsgesetz, § 1118 ABGB)

Erst das Angebot macht sichtbar

Lange Zeit war Wohnungslosigkeit bei Frauen praktisch unsichtbar. Erst das FrauenWohnZentrum machte sichtbar, was nicht gesehen werden konnte.

Stellen Sie sich vor, Sie haben Knie-schmerzen und die Ärztin bietet Ihnen einen Rehabilitationsaufenthalt für Nierenkranke an. Würden Sie dieses Angebot annehmen? Kein Zweifel, Sie sehnen sich nach Erholung, nach ärztlicher Behandlung und nach einem adäquaten Behandlungsplan. Aber dieses Angebot würden Sie wohl nicht annehmen. Außer, ja, außer Sie haben zuvor schon alle möglichen Therapien, die Sie kennen und sich leisten konnten ausprobiert. Und, wenn Ihnen aufgrund Ihrer ständigen Schmerzen bereits jede Art von Ruhe aufgrund der nicht vorhandenen Alternativen lieber als gar nichts ist.

Also schreiten Sie vor dem für Sie vorerst noch unpassenden Rehabilitationsaufenthalt zur Selbsttherapie. Sie werden kurzfristig Lösungen finden, Sie werden z.B. Schmerztabletten nehmen und ihre Bewegungen reduzieren. Aber statt sich, wie erhofft zu verbessern, wird Ihr Zustand noch noch schlechter. Plötzlich tauchen Nebenwirkungen auf, mit denen sie anfangs nicht gerechnet

haben. Jene gelenkschonenden Bewegungen, die Sie machen sollten, kennen Sie nicht. Tipps und Tricks, die Ihnen die SpezialistInnen sagen könnten, erfahren Sie nicht. Nach einem Jahr haben Sie noch immer Schmerzen, aber Sie haben sich daran gewöhnt.



knüpfte Betreuungsangebote bekommen. Aufgrund dessen mussten sie private Lösungen finden. Jene, deren Nebenwirkungen nicht gleich spürbar sind und die langfristig in eine Sackgasse führen.

Zum Beispiel Frau Müllner: Noch vor drei Monaten war sie wohnungslos. Sie ist 29 Jahre alt und musste nach der Trennung von ihrem Freund, mit dem sie drei Jahre gemeinsam gelebt hatte, aus dessen Wohnung ausziehen. Das war

vor vier Jahren. Sie hat noch nie eine eigene Wohnung gehabt. Da sie seit mehreren Jahren immer wieder nur Aushilfsjobs findet, hat sie kein Geld um sich eine eigene Wohnung zu leisten. Und sie hat einen Hund, einen ganz kleinen, der ist ihr ein und alles und lässt sie ihre Einsamkeit vergessen.

So ähnlich verhält es sich auch bei vielen wohnungslosen Frauen. Denn wohnungslose Frauen haben lange Zeit keine adäquaten Unterbringungs- und damit ver-

Vier lange Jahre hat es gedauert bis sie nun ins "FrauenWohnZentrum" eingezogen ist. Endlich. Und in den Jahren dazwischen? Da war sie als wohnungslose Frau nicht sichtbar. Sie wollte einfach nicht auffallen, hat immer gut auf ihr Äußeres geachtet und sich sauber gekleidet. Sie hat sich nicht einmal wohnungslos gefühlt, denn sie hat Unterschlupf bei ihren Freundinnen und Freunden gefunden. Sie war ihnen dafür sehr dankbar. Auch wenn sie mit ihrem Hund nur im Wohnzimmer auf der Couch schlafen durfte, auch wenn es oft Streit gab und sie oft umziehen musste, weil es nie länger als ein halbes Jahr so ging.

Der Preis für diese Abhängigkeit von ihrem Bekannten war hoch. Die Freundschaften und Beziehungen haben das nicht ausgehalten – und jetzt hat sie nur noch ihren Hund. Sie hat oft gedacht: "So ist das anscheinend, wenn man arm



ist.“ Sie fühlte sich für ihre Lebenssituation selbst verantwortlich und hat sich für ihr vermeintliches Versagen geniert. Aber jetzt tut es ihr leid, dass sie nicht früher vom “FrauenWohnZimmer”, dem Wiener Tageszentrum für wohnungslose Frauen von einer Freundin gehört hat. Oft hat sie Berichte über wohnungslose Männer und neue Notquartiere und Wohnheime für Männer gehört. Aber nie war etwas für Frauen dabei. “Wieso hört man da so wenig darüber?”

Frau Müllner war erstaunt darüber, dass sich in diesem Haus nur Frauen aufhielten. Frauen, die keine eigene Wohnung hatten, Frauen, die Scheidungen hinter sich hatten und Frauen, die Haustiere hatten. Lebensgeschichten, ganz ähnlich wie ihre.

Frauen sind nicht die einzigen, für die es bei Wohnungslosigkeit lange Zeit nicht die richtigen Angebote gegeben hat. Es gibt viele “Gruppen” von Betroffenen, die in der Öffentlichkeit nicht sichtbar sind und deshalb im gesellschaftlichen Diskurs über Wohnungslosigkeit oft nicht in Erscheinung treten. Es sind vor allem jene Menschen, die sich für ihre Situation schämen und davon ausgehen, dass sie für ihr Problem selbst eine Lösung finden müssen und deswegen zur “Selbsttherapie” greifen. Aber das führt zu Folgewirkungen, die die oder der Einzelne am Beginn ihrer oder seiner Wohnungslosigkeit nicht erkennen kann.

ExpertInnen kennen die Nebenwirkungen: Private Lösungen bei Armut und Wohnungslosigkeit führen in vielen Fällen in die Sackgasse. Das Unterkommen

bei Bekannten führt zu Abhängigkeiten und Verpflichtungen, die oft zu einer Verschlechterung der Lebenssituation führen. Aus unseren Erfahrungen wissen wir, dass viele wohnungslose Menschen das Hilfesystem nicht in Anspruch nehmen können.

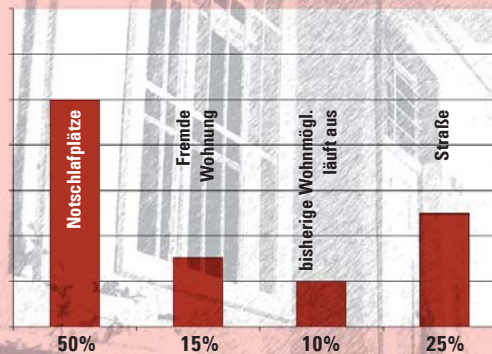
Es fehlen spezifische Einrichtungen für Menschen mit bestimmten Problemlagen und sehr oft sind auch die Kapazitäten zu gering: Für Frauen mit Kindern, Menschen mit psychischen Erkrankungen, MigrantInnen, jugendliche Mädchen und Burschen, suchtabhängige Männer und Frauen und für Menschen in ländlichen Regionen. Es braucht Ein-

richtungen, die diesen Frauen, Männern und Kindern Schutz geben. Und die damit deren Wohnungslosigkeit sichtbar machen.

Im “FrauenWohnZentrum” hat Frau Müllner jetzt jedenfalls gemeinsam mit ihrem Hund ihren Platz gefunden. Sie kann kommen und gehen wann immer sie will. Sie bezieht ihre eigene Sozialhilfe und kann selbst kochen. Und, wenn alles gut geht, hat sie in zwei Jahren ihre eigene Wohnung, eine Wohnung von “Wiener Wohnen”, die sie sich finanziell leisten wird können. In der ausschließlich sie darüber bestimmen kann, wer wann auf Besuch kommt. So wie jetzt wird sie sich in dieser Wohnung an- und ausziehen können ohne dabei vielleicht heimlich beobachtet zu werden.

*Elvira Loibl,
Leiterin des FrauenWohnZentrums*

Vor dem Einzug ins Frauenwohncentrum



Hier nicht erhoben aber wahrscheinlich ist, dass jene Frauen, die vor Einzug ins Frauenwohncentrum im Frauenhaus oder einem Notquartier gewohnt haben, ebenfalls mit versteckter Wohnungslosigkeit bzw. Wohnungsverlust konfrontiert werden.

Mitten am Rand



Wie geht es Menschen, die keine Wohnung haben? Ein Film der Caritas Wien gibt Einblicke in die Lebenswelten von wohnungslosen Menschen.



Die Idee einen Film zum Thema Wohnungslosigkeit zu drehen, existierte schon lange in der Caritas Wien. Denn das Medium Film scheint, aufgrund der Verknüpfung von Wort und bewegtem Bild, ideal zu sein, um die Vielfalt der Thematik sichtbar zu machen. So fanden sich schließlich fünf MitarbeiterInnen der Caritas Wohnungslosenhilfe und zwei externe Personen um das Projekt "Mitten am Rand" zu realisieren. Diese Durchmischung, die unterschiedlichen Zugangsweisen und Kenntnisse, garantierten von Beginn an zielstrebiges, intensives und lustvolles Arbeiten.

Was aber wollten wir mit dem Film zeigen? Schnell kamen wir zu dem Entschluss, dass es wenig Sinn macht, die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe der Reihe nach abzufilmen. Wir wollten vielmehr die Betroffenen selbst zu Wort kommen lassen. Und wir wollten aufzeigen, dass Wohnungslosigkeit mittlerweile weit entfernt ist vom Klischee des alten Mannes mit Bart, Mantel und Plastiksackerl. Wohnungslosigkeit kann beinahe jede/n betreffen. Frauen wie Männer, junge wie alte Menschen, Mütter mit Kindern und allein stehende Personen.

Also machten wir uns auf die Suche nach ProtagonistInnen, die uns in ihr Leben einblicken ließen und uns ihre persönliche Geschichte erzählten. Bald wurden passende KandidatInnen gefunden. Sämtliche DarstellerInnen befanden sich während der Dreharbeiten in Betreuung der Caritas. Ob sie im Notquartier nächtigten, in einem Über-

gangswohnhaus auf ein Leben in der eigenen Wohnung vorbereitet wurden oder in einem der sozial betreuten Dauerwohnhäuser ein Zuhause gefunden haben – allen gemeinsam war ein soziales Problem, das ihr Leben entscheidend beeinflusst hat.

Nach zahlreichen Vorgesprächen begannen wir im November 2007 mit den Dreharbeiten. Sie führten uns zu vielen Einrichtungen und Schauplätzen, wo sich wohnungslose Menschen aufhalten. Am spannendsten war aber die Arbeit mit den ProtagonistInnen. Jeder Drehtag wurde für alle Beteiligten zum Erlebnis. Schließlich passiert es nicht alle Tage, dass eine Gruppe mit Kameras, Stativen und Beleuchtung in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe der Caritas auftaucht. Viele BewohnerInnen flüchteten in ihre Zimmer oder in versteckte Winkel, um nur ja nicht im Bild zu sein. Die meisten wollten einfach nicht ins "Fernsehen", denn: "Mein Leben geht niemanden was an."

Es gehört tatsächlich viel Mut dazu, vor der Kamera Persönliches öffentlich zu machen und andere am eigenen Schicksal teilhaben zu lassen. Diesen Mut hatte zum Beispiel Harry. Er erzählte uns, dass er "einmal oben, einmal unten" war und führte uns an viele "Wirkungsstätten" seines bewegten Lebens. Auch die jungen Mütter Danuta und Fatma hatten wahrscheinlich schon mehr tragische Erlebnisse hinter sich als andere Menschen in ihrem ganzen Leben.

Ritchie ging mit fünfzehn Jahren am 11. Abend von zu Hause fort, weil er es nicht mehr ausgehalten hat. Walter und Ilona fanden nach vielen Jahren der Unsicherheit einen Platz, an dem sie sich wohl fühlten und keine Angst mehr haben mussten, wieder rausgeworfen zu werden. Und Markus schilderte, wie schwierig es war, seine Drogenabhängigkeit in den Griff zu bekommen.

Keine/r unserer ProtagonistInnen hatte Erfahrung mit dem Medium Film. Und dennoch haben alle professionell agiert. Das Ergebnis ist beeindruckend und authentisch. Immer wieder kam es zu sehr persönlichen Szenen und berührenden Momenten. Es flossen Tränen, aber noch öfter wurde gelacht. Rückblickend betrachtet war es ein sehr gelungenes Zusammenwirken aller Beteiligten vor und hinter der Kamera.

*Erich Steurer,
Caritas Wien*

Wir wollen uns an dieser Stelle bei allen Mitwirkenden bedanken, die sich zur Verfügung gestellt haben und die Verwirklichung des Projekts erst ermöglicht haben. Dieser Dank gilt insbesondere Simone Klien und Thorsten Müller für ihr Fachwissen und die vielen Arbeitsstunden, die sie unentgeltlich investiert haben.

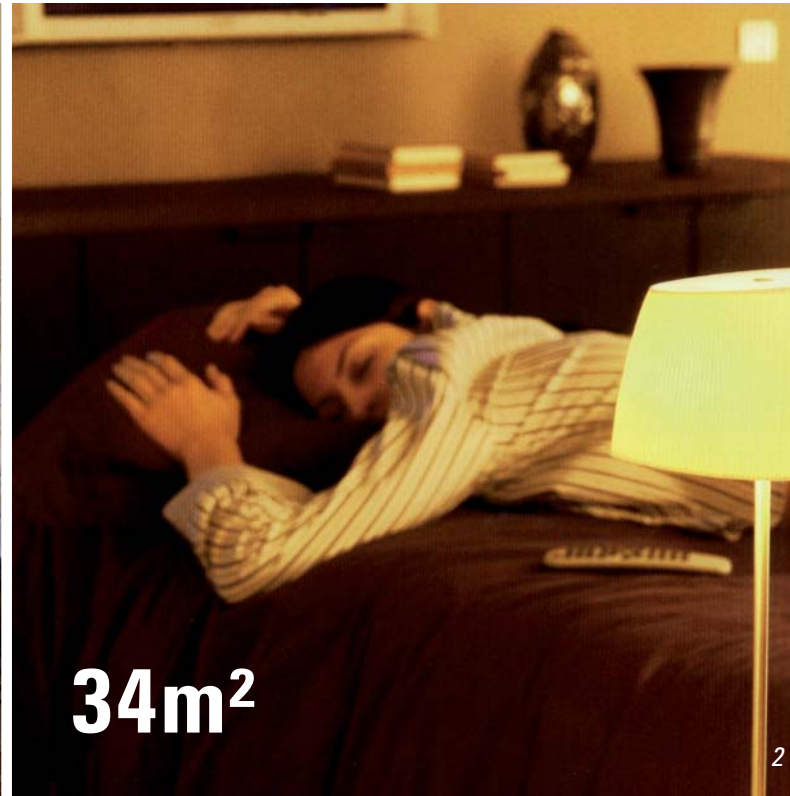
*Das Filmteam
(Tom Adrian, Erich Steurer, Hannah Swoboda, Andrea Walcher, Michael Zikeli)*

Schlaf gut!



24m²

1 Familienquartier in einem Flüchtlingsheim. 24 m² für vier Personen. Mutter, Vater und zwei Kinder leben, wohnen, schlafen in einem Raum. Die Nächte sind kurz und unruhig. Ausschlafen ist ein Fremdwort. Rückzugsräume heißen Gang oder Hof.



34m²

2 Designerschlafzimmer. 34 m² für eine Person. "Hier liegen Sie richtig", sagt das Prospekt dazu. Oder: "Dein Schlafzimmer ist dein eigenes Reich. Mit jeder Menge Platz für dich und deine private Modenschau." Nichts stört hier den sanften Schlummer, außer vielleicht, man hat vergessen, den Fernseher abzudrehen.



3 Schlafplatz im Freien. 0 m² für eine Person. Jeder Witterung ausgeliefert, ein Platz nur für die sonnigen Tage des Jahres. Die Nächte sind meist kurz und äußerst unruhig. Neben dem Straßenlärm "stören" vor allem Polizisten oder betrunkene Passanten.



4 Geheimer Schlupfwinkel. 8 m² für zwei Personen. Nach langem Herumziehen endlich gefunden. Ein Ort inmitten der Stadt, überdacht und kostenlos. Zumindest solange man nicht entdeckt wird. Auch hier sind die Nächte unruhig und an Komfort, welcher Art auch immer, ist nicht zu denken.



Vater werden ist nicht schwer...

... Vater bleiben dagegen sehr. Warum es weitaus mehr alleinerziehende Mütter als Väter gibt. Ein Fallbeispiel.

Während ihrer Lehrzeit als Friseurin

lernte Silvia Bernhard kennen. Er wohnte nur drei Stiegen weiter im selben Gemeindebau in Erdberg und arbeitete in derselben Reinigungsfirma wie ihre Mutter. Bernhard spielte oft mit ihrem Bruder – und war verheiratet. Trotzdem verliebten sie sich ineinander, und bald wohnte Bernhard bei Silvias Familie. Die Welt kann sehr klein sein in einem Gemeindebau in Erdberg.

Silvia wurde schwanger. Kevin, ihr erstes Kind kam zur Welt. Es wurde eine schwierige Geburt. Silvia nahm 50 Kilo während der Schwangerschaft zu, die überdies mit einem Kaiserschnitt endete. Zum Glück war Kevin gesund, auch wenn er kein einfaches Kind war. Erst ein Schreibaby, dann ein kleiner Tyrann. "Nur wenn ihn der Papa in die Arme nahm, war er immer gleich ruhig", erzählt Silvia. Was ein wenig komisch war, denn allzu oft war der Papa nicht für ihn da. Es stellte sich bald heraus, dass Bernhard nicht nur seine erste Frau mit einer zweiten Frau betrogen hatte, sondern ein "Wiederholungstäter" war.

"Aber wir rauften uns immer wieder zusammen", wischt Silvia die Sache vom Tisch und erzählt von ihrem Urlaub in der Türkei. Gemeinsam mit Kevin flog sie nach Ankara, wo sie Murat kennen lernte. "Das war wirklich Liebe auf den ersten Blick!" Silvia kam gar nicht erst zurück, sondern blieb samt Kind in Ankara. Alle waren dagegen, ihre Familie, Murats Familie, sogar der österreichische Botschafter riet ihr von einer Heirat ab: "Aber ich wollte das einfach, ich war für alle Warnungen taub."

Sechs Monate dauerte diese Episode und am Ende sollten alle recht behalten – nur Silvia nicht. Es hat einfach nicht geklappt, nicht zuletzt, weil Murat bald gewalttätig wurde. Sie kehrte nach Wien zurück und lebte bald wieder mit Mutter und Bernhard zusammen, der inzwischen auch eine "Episode" hinter sich hatte. Nun stand es wenigstens halbwegs unentschieden zwischen ihnen. Ein schwacher Trost. Argumente für die Fortsetzung dieser Beziehung hat Silvia schnell parat: "Ich wollte, dass der Kontakt zu Kevin nicht abreißt, dass



er einen Vater hat. Er braucht ihn so sehr und akzeptiert keinen anderen Mann als Vater.“

Von ihren eigenen Gefühlen erzählt Silvia nichts. Sie wiegelt eher ab, erzählt, dass ihr eigentlich schon früh klar war, dass sie nicht wirklich zueinander passten. „Ich bin ein wenig streitsüchtig“, sagt sie, „brauche ein Gegenüber. Aber er drehte sich immer nur um und ließ mich stehen.“

Silvia wurde erneut schwanger. Bernhard wollte das Kind nicht mehr haben, schließlich musste er bereits für die drei Kinder aus erster Ehe Alimente bezahlen. Eine Abtreibung kam für Silvia nicht in Frage, die auch das zweite Kind, Cody, per Kaiserschnitt zur Welt brachte. Zwei Monate später war Bernhard auf und davon. Er hatte erneut eine „Frau fürs Leben“ gefunden. Eine zweifache Mutter, die mittlerweile ebenfalls schwanger von ihm ist. Mit Silvia ging es in der Zwischenzeit rapide bergab, von einer Wochenbettdepression schlitterte sie in eine Lebenskrise.

Einmal hat Bernhard Silvia sogar angeboten, sie könne doch zu ihm und seiner neuen Frau ziehen. Dann habe er Frauen und Kinder unter einem Dach. Silvia lehnte ab. Alle zwei Wochen hat Bernhard trotzdem alle Kinder im Haus seiner neuen Frau. Eine Situation, die ihn aber offenbar überfordert, denn die beiden ältesten Kinder fanden auch schon mal den Weg zum Jugendamt und er-

zählten, dass Bernhard die anderen Kinder schlagen würde und sie selbst hätten in der Hundehütte schlafen müssen.

Silvia lebte indessen vom Kindergeld und den nur sporadisch eintreffenden Alimenten. Durch die Aufteilung auf fünf Kinder blieb nicht viel übrig. Es reichte gerade für die Miete und bald nicht einmal mehr dafür. Silvia verlor die Wohnung und zog zurück zu ihrer Mutter, wo sie nur zwei Monate bleiben konnte, weil auch die Mutter umziehen musste, in eine Wohnung die zu klein für fünf Personen gewesen wäre. So kam Silvia schließlich ins Mutter-Kind-Haus der Caritas.

Hier fühlt sie sich wohl, vor allem schwärmt sie von der Betreuung und der Stimmung im Haus. Noch glücklicher wäre sie allerdings, wenn sie ihr Leben wieder selbst im Griff hätte. Viel bräuchte es dafür nicht, denn Silvia ist kein Mensch der gro-

ßen Ziele. Eine Gemeindewohnung und einen vernünftigen Beruf, mehr will sie gar nicht. Wenn die Mietschulden abgearbeitet sind, Cody ein wenig älter und Kevin nicht mehr ganz so aufsässig ist, dann vielleicht. Immerhin, mit ihren 24 Jahren liegt das Leben noch vor ihr. Und vielleicht findet sich ja auch noch ein Mann, der sie nicht im Stich lässt, sobald das Leben mühsam wird.

*Kurt Riha,
Caritas Wien*



Was ist ein Mutter-Kind-Haus?

Erwachsene fragen, Kinder geben Antwort – und sprechen über ihr Leben und ihre Erfahrungen im Mutter-Kind-Haus. Mit den Kindern aus dem Haus Immanuel sprach Hausleiterin *Clementine Rath*

Karim, 10 Jahre alt

“Ein **Mutter-Kind-Haus** ist ein Haus, da dürfen nur Frauen und Kinder rein. Es dürfen keine Männer rein, die Kinder geschlagen haben, das ist gut.”

“Mir gefällt eigentlich alles, besonders, dass wir im Hof spielen können.”

“Vorher war ich bei meinem Vater, der hat mich immer geschlagen. Das hat dann meine Mutter erfahren, dann war ich beim Jugendamt mit meiner Mutter und hab dort alles erzählt. Das Jugendamt hat mir geholfen.”

Loki, 9 Jahre alt

“Ein **Mutter-Kind-Haus** – da dürfen nur Mütter mit ihren Kindern hin. Keine Väter. Väter dürfen nur in den Startwohnungen wohnen. Wenn es kein Mutter-Kind-Haus gäbe, müssten Frauen und Männer immer streiten und schimpfen.”

“Mir gefällt das, dass nur die Mütter und Kinder rein dürfen. Mir gefällt, dass das Büro so nett und so lieb ist, dass jede Familie eine eigene Wohnung kriegt und dass jeder hier leben darf. Mir gefällt, dass der Hof für die Kinder so schön gemacht wurde und dass wir uns Spiele ausborgen können und dass ich so viele

Freunde hab. Und dass es die Meerschweinchen gibt und ich sie streicheln darf, und dass wir mit dem Tomas singen können und dass urviele Kinder da sind. Mit den Babys kann ich auch spielen, die sind immer so süß.”

“Wenn es kein Mutter-Kind-Haus gäbe, müssten Frauen und Männer immer streiten und schimpfen.”

“Vorher war’s schlecht. Wir waren mit einer anderen Familie gemeinsam in einem Zimmer und hatten keinen Fernseher. Und zu essen haben wir auch nicht immer das gekriegt, was wir wollten.”

“Vor dem Frauenhaus haben wir bei meinem Vater gewohnt. Der hat mich oft geschlagen, auch meine Mutter – darum trägt sie jetzt eine Brille. Einmal wollte meine Schwester nicht essen, da hat sie mein Vater mit dem Gürtel geschlagen. Wir haben auch Oma und Opa gehabt, jetzt ist der Opa schon tot.”

“Weil mein Vater meine Mutter geschlagen hat und meine Mutter wollte das nicht, darum sind wir ins Frauenhaus gegangen.”





Dana, 11 Jahre alt

“Ein **Mutter-Kind-Haus** ist ein Haus, wo Mütter und Kinder wohnen. Den Müttern wird da geholfen. Wie, das weiß ich nicht wirklich. Es gibt hier Betreuung, auch für die Kinder.”

“Warum die Mütter hierher kommen? Na, weil sie Hilfe brauchen.”

“Ich bin froh, dass wir hier sind.”

“Vorher haben wir in einer



Die Zeichnungen stammen von Kindern aus dem Haus Immanuel.

Wohnung gewohnt. Da hatten wir ein breites Vorzimmer mit einem großen Schrank in dem die Mama immer die all-gemeinen Sachen aufgehoben hat, wie Scheren und Papier. Das Wohnzimmer war groß, aber niedrig. Einmal haben wir Ball gespielt und die Lampe getroffen. Im Schlafzimmer war ein Hochbett, in dem mein Bruder und ich geschlafen haben, und ein Einzelbett, für die Mama und meinen kleinsten Bruder.”

“Der einzige Nachteil der Wohnung war, dass wir nicht laut sein durften. Hier dürfen wir auch nicht laut sein, aber daran habe ich mich schon gewöhnt.”

“Das Leben war für die Mama schwer. Als sie in der Pizzeria gearbeitet hat, ist sie ganz früh weggegangen und erst um 11 oder 12 Uhr wiedergekommen.

Sie hat eine Frau gesucht, die auf uns aufgepasst hat. Ich hab’ meine Mama selten gesehen.”

“Als ich gehört habe, dass wir ins Mutter-Kind-Haus gehen, habe ich gedacht, dass es schwer werden wird, dass wir unsere vielen Sachen dahin bringen. Dann hab ich gedacht, dass es sicher weiter weg sein wird und ich früher aufstehen muss, um in die Schule zu kommen.”

“Als ich dann die Wohnung sah, kam sie mir urgroß vor – da waren noch keine Sachen drin. Das Eingewöhnen war dann eigentlich leicht. Heute bereue ich’s gar nicht, dass wir her gezogen sind.”

“Meiner Mama geht’s hier gut. Sie muss sich nicht mehr so anstrengen, weil sie nicht mehr so schwere Arbeiten hat, wie früher. Ihre Hände sind nicht mehr so angeschwollen... Früher haben sie ihr immer weh getan, wenn sie sie auf und zugemacht hat.”

Markus, 8 Jahre alt

“Ein **Mutter-Kind-Haus**? Das ist ein Haus, da darf man nicht schlagen. Da können alle Kinder im Hof spielen.”

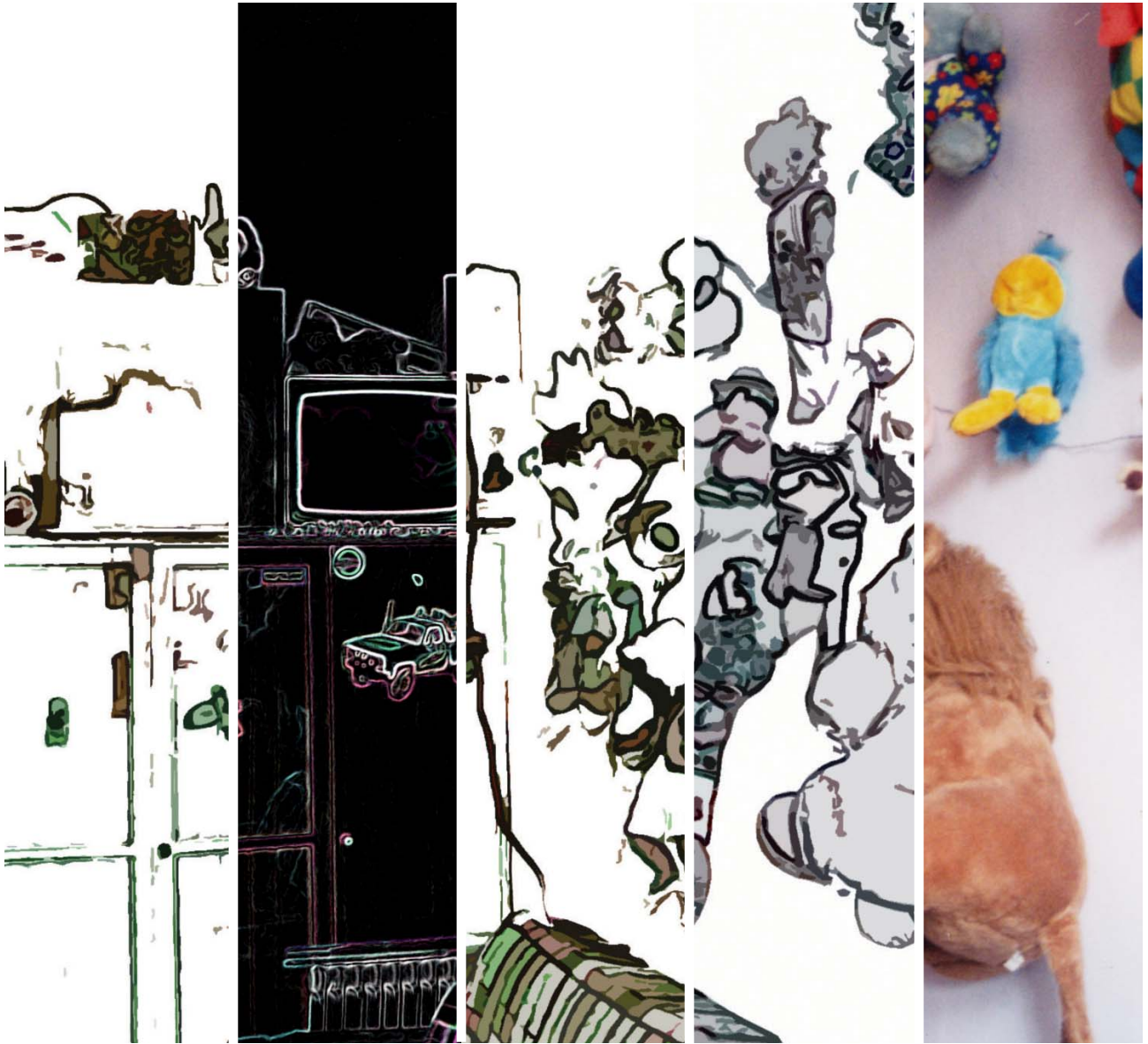
“Mir gefällt, dass ich mit meinen Freunden im Hof spielen kann und dass auch viele Babys da sind.”

“Wo wir vorher gewohnt haben, da ist eine Frau gekommen und wollte was klauen und da hab ich Angst gehabt.”

“Und einmal war ich im Lift und die Tür ist nicht aufgegangen, da hab ich geweint.”

“Mein Vater hat urlaut die Musik aufgedreht. Und er hat mir die falsche Medizin gegeben, dann bin ich ohnmächtig geworden. Und er wollte uns mit dem Messer stechen. Die Mama hat mich beschützt. Und dann ist die Polizei gekommen.”

Aufgezeichnet von Clementine Rath, Leiterin Haus Immanuel





Warum ist mein Kind auf einmal so schwierig...?

Warum die Aufnahme im Mutter-Kind-Haus nur der erste Schritt der Problembewältigung ist.

Über traumatisierte Mütter und Kinder.

Mütter und Kinder, die in ein Mutter-Kind-Haus einziehen, sind traumatisierte Menschen. Oder umgekehrt formuliert: Ohne Traumatisierung wäre der Einzug in ein Mutter-Kind-Haus nicht nötig gewesen. Mütter und Kinder befinden sich in einer existentiellen Krise, ausgelöst durch verschiedene Faktoren, eine Veränderungssituation wie etwa Delogierung, Flucht oder Trennung.

Auffällig ist, dass das Verhalten der Mütter und Kinder zu Beginn ihres Aufenthaltes oft unauffällig ist.

Während die traumatisierenden Ereignisse stattfanden, hatten sie, um zu überleben und nicht von den Eindrücken überflutet zu werden, ihre Gefühle abspalten müssen. Jetzt leben sie sich an einem Ort ein, wo Beruhigung und Stabilisierung eintreten können: Sie haben endlich (wieder) einen adäquaten Wohnraum.

In den Betreuungsgesprächen werden die existenzbedrohlichen Probleme be-

sprochen, werden Strategien überlegt. Durch die Strukturen im Haus, die Regeln, die Gemeinschafts- und die Entlastungsangebote wird ein Rahmen geschaffen, in dem sich die Familien zu rechtfinden und neu orientieren können.

Mitten in dieser Beruhigungs- und Stabilisierungsphase kommt – oft völlig unvorhergesehen – der Einbruch. Die seelische Not kann erst heraus, wenn dafür Raum ist. Kinder zeigen Angst, Wut, Misstrauen, sie verhalten sich aggressiv,

antisozial, sind überreizt und unkonzentriert, fallen in der Schule, im Kindergarten auf. Oft ist die Mutter irritiert: "Warum ist

mein Kind jetzt so schwierig, früher war es ganz brav!"

In dieser Situation versucht die Betreuerin der Mutter beizustehen, das Verhalten der Kinder richtig zu deuten. Gemeinsam werden Strategien überlegt,

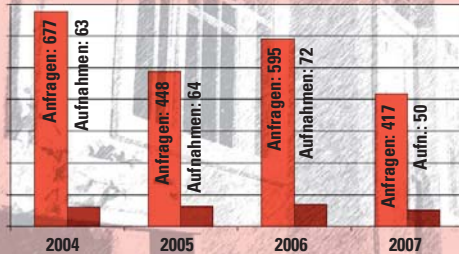
wird nach Entlastungsmöglichkeiten gesucht, wird eine Therapie angebahnt. Schwieriger gestaltet sich die Arbeit der Betreuerinnen, wenn bei den Müttern selber massive Reaktionen auf ihre Traumata herausbrechen. Die Betreuungsbeziehung kann durch negative Übertragungen

Wussten Sie, dass ...

... Österreich die Empfehlungen des Europarates über die Einrichtung von Frauenhäusern nicht erfüllt?

Eine ExpertInnengruppe des Europarates stellte 1997 fest, dass ein Platz pro 7.500 EinwohnerInnen notwendig wäre. Das wären in Österreich ca 1.110 Plätze. Per Juni 2008 standen in ganz Österreich aber nur 720 Plätze in 26 autonomen und weitere 54 Plätze in 3 nicht-autonomen Frauenhäusern, also in Summe 774 Plätze zur Verfügung. (www.aoeff.at)

Private Mutter-Kind-Heime: Anfragen & Aufnahmen



Im ersten Halbjahr 2008 wurde erneut ein Anstieg der Anfragen verzeichnet. Nur 9,2% konnten aufgenommen werden. Ein Teil der Anfragen kommt im Haus Kastanienallee der Stadt Wien unter, obwohl die Familien aus Angst vor Stigmatisierung und den beengten Wohnverhältnissen dies oft nur schweren Herzens annehmen. Ein großer Teil bleibt in verdeckter Wohnungslosigkeit.

auf die Betreuerin stark belastet werden: Unbewusst richtet sich die Aggression gegen die Betreuerin. Die Forderungen werden immer überzogener. Dankbarkeit hingegen darf nicht erwartet werden.

Hilfreich ist hier eine heilsame Beziehung, die von Wertschätzung getragen ist, Begegnungen "von Mensch zu Mensch", ohne oben und unten. Die Betreuerinnen setzen Beziehungsangebote – allerdings mit klarer Grenzsetzung. Nach dem Motto: Wir stehen nicht "drüber", sondern dürfen auch ehrlich unsere Gefühle ansprechen. Im Idealfall lassen wir uns ein und fühlen mit – aber wir lassen uns nicht "auffressen".

Natürlich wäre es wichtig, dass schwer traumatisierte Frauen auch Hilfsangebote außerhalb des Mutter-Kind-Hauses (psychologische Beratung, Psychotherapie) in Anspruch nehmen. Dorthin

führt leider oft ein mühsamer Weg: Die Angst, für psychisch krank zu gelten und nicht mehr ernst genommen zu werden, ist bei vielen Frauen groß. Oft haben sie auch die Panik, ihre Kinder zu verlieren, wenn sie eine Therapie machen. Die Betreuerinnen im Mutter-Kind-Haus können nur versuchen, den Müttern Mut zu machen: "Pathologisch ist nicht dein Verhalten oder Zustand – deine Reaktion ist eigentlich ein normales Verhalten auf ein pathologisches Ereignis."

Ein heikler Moment ist schließlich der Auszug aus dem Mutter-Kind-Haus, etwa in eine Gemeindewohnung. Oft geht dem Auszug eine gewisse Regression voraus, deshalb müssen Auszugsphasen seitens der Betreuerinnen entsprechend begleitet werden.

Die Stabilisierung, die während des Aufenthalts im Mutter-Kind-Haus erlangt werden konnte (z.B. Schaffung einer fi-

nanziellen/rechtlichen Basis, Aufenthaltsstatus...) und der Schatz an Erfahrungen, den Mütter und Kinder in der Gemeinschaft sammeln konnten, werden ihnen in neuerlichen Belastungssituationen hilfreich sein. Letztendlich ist der Abschied ein wesentlicher Bestandteil zur Wiedererlangung der Eigenständigkeit.

*Gertrude Bogyi,
Klinische Psychologin und Psychotherapeutin an der Universitätsklinik für Psychiatrie des Kindes- und Jugendalters, Wien. Psychotherapeutische Leiterin der Boje (Ambulatorium für Kinder und Jugendliche in Krisensituationen)*

*Clementine Rath,
Leiterin Haus Immanuel*



Keine Beschönigungen, bitte

Eine persönliche Stellungnahme zum Thema "Frauen und Armut" von Erika Pluhar.

Nach einem langen Frauenleben habe ich viele Aspekte des Frau-Seins "am eigenen Leibe" erfahren – und das im wahrsten Sinn dieser Floskel. Ich wurde geschlagen. Ich war alleinerziehende Mutter, ich kämpfte mit finanzieller Not. Ich habe all dies niemals öffentlich breit getreten, als es für mich akut war. Ich bin und bleibe der Auffassung, dass Öffentlichsein Verantwortung braucht, und nicht ins Vermarkten des Persönlichsten abgleiten soll (wie es in unseren Tagen an der Tagesordnung zu sein scheint).

Aber ich persönlich möchte nicht so tun, als spräche ich über etwas, mit dem ich selbst nie zu tun hatte. Als hätte ich selbst niemals Zuflucht und Hilfe bitter nötig gehabt. Natürlich befand ich mich letztlich in einer Situation, die privilegiert genug war, mir Möglichkeiten zu schenken, die mich befähigten, mich irgendwann und irgendwie selbst zu retten.

Aber sogar in Zeiten, die mich als "Emanze" vielen Männern suspekt werden ließen, und vor allem auch und immer wieder heute, wenn es um sogenannte "Frauenfragen" geht, ärgern mich wehleidige Ansprüche von Frauen, die in vergleichsweise elitären Positionen ihre eigene Lage bejammern, sich nach "Selbstverwirklichung" sehnen,

und nicht wahrnehmen und kritisch beobachten, wie die trostlose Wirklichkeit so vieler Frauen auf Erden aussieht.

Ich rief und rufe deshalb wohlbemittelte, sozial einigermaßen eingebundene Frauen immer wieder dazu auf, alle hierzulande vorhandenen und ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zu nutzen und die Mühe und Beschwerlichkeit eines eigenständigen Weges auf sich zu

nehmen. Ich beschwöre sie, das Los so unendlich vieler anderer Frauen zu bedenken, die weltweit wehrlos, machtlos, hilflos, ratlos Umständen ausgeliefert sind, die kein Entrinnen, keinen eigenständigen Weg zulassen. Und das auch neben uns, in nächster Nähe.

Wo Armut übermächtig geworden ist, wo Obdachlosigkeit einsetzt, gibt es nur noch Demütigung und Würdelosigkeit. Wo sexuelle Gewalt ausgeübt wird, hört

"Wo Armut übermächtig geworden ist, gibt es nur noch Demütigung und Würdelosigkeit."

jede Form von Freiheit und Selbstbestimmtheit auf. Wenn Frauen entrechtet werden, leben sie nicht mehr menschlich.

Bei allen Themen menschlichen Elends heißt es rasch: Tja, was kann man schon dagegen tun, sowieso kann nicht allen geholfen werden, was vermag ich als einzelner, was vermögen wir als kleine Organisation, alles nur ein Tropfen auf den heißen Stein! Diese Hinweise sind nichts anderes als Beschönigungen der eigenen Indifferenz und Trägheit. Wer einem einzigen Menschen hilft, hat der Welt Gutes getan.

Erika Pluhar







Vom Regen in die Traufe

“Don’t run away, find a_way” lautet das Motto der Caritas Notschlafstelle a_way für Jugendliche am Westbahnhof. Wie wichtig dieses Angebot ist, zeigen drei Fallgeschichten.

Ihre Geschichten sind unterschiedlich, doch Tina, Herbert und Stefanie haben eines gemeinsam: Es fehlte ihnen zu Hause an Sicherheit und Geborgenheit. Irgendwann hielt Tina es daheim nicht mehr aus, sie ist ausgerissen und auf der Straße gelandet, Herbert wurde wegen seiner Drogenabhängigkeit von der Mutter vor die Tür gesetzt, und die 17-jährige Stefanie floh aus einer von Gewalt und Missbrauch geprägten Familiensituation.

Die Gründe, warum Jugendliche auf der Straße landen, sind vielfältig. Nur grob lassen sich Muster ausmachen: Wenn häuslicher Stress, Überforderung und die Pubertät zusammen fallen, kann es dazu führen, dass auch sehr junge Menschen in Österreich “auf der Straße leben” und trotz des Angebotes von sozialen Einrichtungen keinen Halt mehr finden.

Ein auslösender Faktor ist nicht selten die Pubertät als jene Zeit in der Entwicklung von Jugendlichen, wo Grenzen ausgelotet, vorgegebene Strukturen nicht anerkannt und Autoritäten in Frage gestellt werden. Eine belastende soziale Situation in der Familie kann dazu füh-

ren, dass Jugendliche ausziehen, ohne zu wissen, wie, wo und wovon sie leben werden. Steigende Lebenshaltungskosten und Raumnot bedeuten für Familien in prekären Einkommensverhältnissen nicht zu unterschätzende Stressfaktoren. Dies wirkt sich meist auch auf das alltägliche Miteinander aus, die Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen können nur schlecht befriedigt werden. Das Fehlen an Raum und Unterstützung führt nicht selten zu einem schulischen Leistungsabfall. Frustriert vom eigenen “Versagen” brechen Jugendliche die Schule oder Lehre ab, die Situation zuhause eskaliert. Keine ungewöhnlichen Ereignisse also, die am Beginn einer Abwärtsspirale für junge Menschen stehen können.

Tina lebt mit ihrer Familie in einer kleinen Stadt in Oberösterreich. Nach der Schule begann sie eine Lehre. Mit 16 “haute sie einfach ab”, wegen der ständigen Streitereien zu Hause, mit den Eltern, so sagt sie. Sie bricht den Kontakt zu ihrer Familie ab, was genau vorgefallen ist, wie es dazu gekommen ist, darüber möchte sie lieber nicht sprechen.

“Keineswegs nur in sozial schwachen Familien kommen Vernachlässigung, Streitigkeiten und Gewalt vor.”

Kurze Zeit später bricht sie ihre Ausbildung ab. Die erste Zeit kommt sie Nächsteweise bei Freundinnen oder Freunden unter, schlägt sich, nachdem ihre finanziellen Reserven aufgebraucht sind, mit “Schnorren” durch. Nachdem sie auch

bei ihren Freunden irgendwann nicht mehr willkommen ist, fährt Tina eines Tages nach Wien, mit dem Ziel hier einen Neuanfang zu versuchen. Mittlerweile ist Tina 19. Mitgenommen hat sie nur ihre Hündin Akira.

Hund oder Bett? Die ersten Nächte in Wien verbringen die beiden auf Baustellen und in Abbruchhäusern. Denn es ist schwer einen Platz in einem Notquartier zu finden, wo auch Akira willkommen ist. Die meisten Wohnheime für wohnungslose Menschen erlauben keine Tierhaltung. Da dem Mädchen der Hund als Freund und Begleiter aber sehr wichtig ist, bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich selbst einen Schlafplatz zu suchen. Andere Jugendliche erzählen ihr schließlich von “a_way”, der Notschlafstelle der Caritas für Jugendli-

che. Gleich neben dem Westbahnhof kann sie für einige Nächte bleiben, eine Sozialarbeiterin hilft ihr bei der Suche nach einer längerfristigen Unterkunft.

Doch von ihrem Hund getrennt leben zu müssen, kann sich Tina nur schwer vorstellen und der erste Anlauf, bei dem sie Akira in einer Tierpension unterbringt, schlägt fehl. Nach diesem Rückschlag gelingt es der Sozialarbeiterin von a_way schließlich doch, für Tina einen Platz im JUCA, dem Übergangswohnhaus für junge Erwachsene der Caritas Wien, zu organisieren. Den Hund vertraut das Mädchen in der Zwischenzeit einer Freundin an. Hier kommt sie langsam zur Ruhe, sie beginnt sich wieder für Lehrstellen zu bewerben, möchte aus ihrer Situation herauskommen. Mit dem ersten Job klappt es leider nur kurz, doch sie will sich nicht entmutigen lassen, möchte weitersuchen. Sie träumt von einer eigenen Wohnung, davon irgendwann ganz alleine für sich und ihren Hund sorgen zu können.

Sobald Jugendliche auf der Straße landen, bewegt sich die Spirale in vielen Fällen rasant abwärts. Viele suchen sich ältere Freunde, Erwachsene, die eine Schutzfunktion übernehmen sollen. Solche Zweckbeziehungen münden jedoch meist in Abhängigkeitsverhältnisse, dabei werden oft auch sexuelle "Gegenleistungen" für Schlafplatz oder Sicherheit

“Sobald Jugendliche auf der Straße landen, bewegt sich die Spirale in vielen Fällen rasant abwärts.”

erwartet. Diese sehr belastende Lebenssituation macht die Jugendlichen empfänglicher fürs Ausprobieren und Experimentieren mit Alkohol und Drogen, um der Realität, dem Alltag, wenigstens vorübergehend entfliehen zu können. Die dadurch steigenden finanziellen Bedürfnisse treiben die Jugendlichen noch weiter in Abhängigkeiten, in Prostitution und Devianz.

Die 17-jährige Stefanie etwa lebte mit einem deutlich älteren Mann zusammen. Auch sie hat keinen Kontakt mehr zu ihrer Familie. Die Geschichte der jungen Frau ist von frühester Kindheit an geprägt von Gewalt und Missbrauch innerhalb der eigenen Familie. Als Jugendliche beschließt sie der Gewalt zu weichen. Sie verlässt ihr Zuhause, traumatisiert von den Gewalterfahrungen ihrer Kindheit. Als sie den 42-jährigen Karl kennen lernt, ist sie gerade 16. Nach wenigen Tagen zieht sie zu ihm. Der Gewalt entkommt sie nicht. Als Karl ein Jahr später wegen Körperverletzung ins Gefängnis muss, steht sie plötzlich auf der Straße. Zurück zur Familie will sie auf keinen Fall. Als sie bei a_way notlandet, ist sie drogenabhängig, körperlich und psychisch krank. Es fällt ihr schwer, Vertrauen zu den SozialarbeiterInnen zu fassen.

Kinder und Jugendliche können – alternativ zur Familie – in Einrichtungen des Jugendamtes untergebracht werden, wo sie auch längerfristig wohnen. Doch das Leben in einer solchen Jugendeinrichtung bedeutet für die jungen Bewohne-

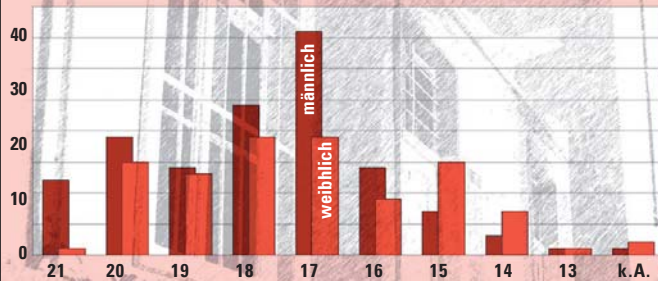
rInnen auch, sich den Strukturen, Regeln und den pädagogischen Leitlinien anpassen zu müssen. Nicht alle jungen Leute, die schon auf der Straße gelebt haben, schaffen das. Nicht zuletzt wurde ihr Vertrauen in Autoritäten oft schon sehr früh erschüttert oder zerstört, was den Aufbau von Vertrauens-Beziehungen erschwert.

Noch einmal zurück zu Stefanie: Der jungen Frau fiel es sehr schwer, sich an Vereinbarungen, Regeln und Termine zu halten. Erst nach und nach fasst sie langsam Vertrauen zu den SozialarbeiterInnen von a_way und es konnte ein Netzwerk der verschiedenen Hilfseinrichtungen aufgebaut werden. Gemeinsam wurde schließlich ein Ausstiegsplan erstellt, dem das Mädchen selbst auch gerecht werden konnte. Viele Probleme müssen Schritt für Schritt gelöst werden: Die Drogenabhängigkeit, die fehlende Ausbildung, die Krankheit sind wichtige Themen, die angegangen werden müssen. Ein fester Wohnplatz für Stefanie, der Abbruch der Beziehung zu Karl, sind erste Schritte auf diesem Weg.

Keineswegs nur in sozial schwachen Familien kommen Vernachlässigung, Streitigkeiten und Gewalt vor. In Mittelschichtfamilien gibt es ebenso Kinder, die vernachlässigt werden, und/oder Gewalt – sehr oft psychischer Art – ausgesetzt sind. Die betroffenen Kinder und Jugendlichen, egal ob sie aus wohl situierten oder ärmeren Verhältnissen stammen, suchen sich meist schon früh ein alternatives soziales Umfeld, beispiels-



a_way: Altersstruktur der NächtigerInnen 2007



2007 war nach der Eröffnung im Dezember 2005 erst das zweite Jahr mit auswertbaren Erfahrungen. Die Zahl der Nächtigungen hat sich von 862 im Jahr 2006 auf 1.505 im Jahr 2007 fast verdoppelt. Auffällig ist der hohe Anteil an Mädchen (lila), verglichen mit den Erwachsenen-einrichtun-

gen der Wohnungslosenhilfe (WLH). Meist weisen die Jugendlichen einen multiproblematischen Hintergrund auf (sexueller Missbrauch, Gewalterfahrungen, familiäre Konfliktkonstellationen, Heimkarrieren, Sucht, psychiatrische Auffälligkeiten, usw.)

weise in Subkulturen. Ihr größter Wunsch ist es meist, ein selbst bestimmtes Leben zu führen – und sei es auch auf der Straße.

Bei a_way landet auch Herbert, der aus einer Mittelstandsfamilie kommt. Er ist seit seinem 16. Lebensjahr suchtkrank. Die Mutter will nicht, dass er gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder unter einem Dach wohnt und wirft ihn hinaus. Herbert wurde aufgrund seines Alters von SozialarbeiterInnen des Ganslwirt, einer Wiener Anlaufstelle für Suchtkranke, an a_way weiter vermittelt. Obwohl Herbert drogenabhängig ist, hat er Zugang zu einem WG-Platz. Aufgrund seiner belasteten Lebenssituation und seiner Probleme mit den BetreuerInnen kann er den Wohnplatz jedoch nicht lan-

ge behalten. An Regeln will und kann er sich nicht halten, denn wenn er unter Drogeneinfluss steht, vergisst er auf vereinbarte Termine. Und nach Hause, zu Mutter und Bruder kann er auch nicht gehen.

Generell gilt: Je früher es gelingt, die Jugendlichen aufzufangen und dem sozialen Abstieg entgegen zu steuern, um so höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie einen Weg zurück in die Gesellschaft finden. Wichtig ist hierbei, die Jugendlichen in ihren Wünschen und Vorstellungen ernst zu nehmen und ihr Tempo für Veränderungen zu berücksichtigen.

Alice Kanelutti,
Caritas Wien

find a_way

Am untersten Ende des sozialen Auffangnetzes stellt a_way einen Schlafplatz, Duschkmöglichkeiten, Grundversorgung und sozialarbeiterische Betreuung zur Verfügung. Der Zugang ist unverbindlich und anonym, was einem jungen Menschen in einer akuten Notsituation oder einer kurzen Krise die Möglichkeit gibt, an einem sicheren Ort zur Ruhe zu kommen, einen klaren Kopf zu bekommen.

Wussten Sie, dass ...

... auch Kinder und Jugendliche von Wohnungslosigkeit betroffen sind?

Allein in den Übergangswohnformen der Wiener Wohnungslosenhilfe wurden 2004 auch 333 Kinder und Jugendliche mit ihren Eltern aufgenommen. Dabei nicht enthalten sind jene Buben und Mädchen, die gemeinsam mit ihren Müttern in ein Frauenhaus geflüchtet sind, oder gemeinsam mit ihren Eltern in den Übergangswohnrichtungen der MAG ELF oder einem privaten Mutter-Kind-Haus lebten. (www.fsw.at)

Gekommen um zu wohnen

Nicht nur Diskriminierung, auch schlechte Rahmenbedingungen und die Notwendigkeit zu überleben sorgen dafür, dass sich MigrantInnen allzu oft mit schlechten Wohnbedingungen abfinden müssen.

“Wir vermieten nicht an Ausländer!” – das sagt zwar kaum noch ein Vermieter oder eine Vermieterin offen. Die Erfahrungen der Caritas zeigen aber, dass nach wie vor viele nach diesem Grundsatz handeln. Viele MigrantInnen sehen sich am privaten Wohnungsmarkt mit Vorurteilen und Rassismus konfrontiert. Dies betrifft besonders Menschen mit dunkler Hautfarbe, mit Namen, die eine nicht-österreichische Herkunft verraten. Und wenn die finanziellen Mittel eingeschränkt sind, wird die Suche nach einer anständigen Wohnung noch hoffungsloser. Auf der anderen Seite versperren unter Umständen aufenthaltsrechtliche oder bürokratische Hürden die Möglichkeit, eine günstigere Wohnung über die Gemeinde zu bekommen.

Vor mehr als neun Jahren etwa kam Yasmina, damals 22, aus Nigeria nach Österreich und zog zu ihrem Adoptivvater nach Wien. In der ersten Zeit wohnte sie bei ihm, doch die kleine Wohnung bot auf Dauer nicht genug Platz. Als sie dort auszog, kam sie zunächst bei Freunden unter. Bald lernte sie Tayo kennen. Sie heirateten. Nach der Hochzeit wünschte sich das Paar

Der Traum von der schönen Wohnung bleibt vor allem für MigrantInnen oft nur ein Traum.





nichts sehnlicher als eine leistbare Wohnung.

Eine angewierige Suche begann. Am privaten Wohnungsmarkt wurden sie nicht fündig. Nach vielen negativen Erfahrungen war der freie Markt schließlich kein Thema mehr. Ihren FreundInnen erging es nicht besser. "Ist es wegen der Hautfarbe? Ich weiß es nicht, aber immer heißt es: Die Wohnung ist schon vergeben", erzählt Yasmina.

Wie viele andere, die am freien Wohnungsmarkt benachteiligt sind, erkundigte sich Yasmina nach einer der mehr als 200.000 Gemeindewohnungen in Wien. Seit 2006 stehen diese auch AusländerInnen offen, wenn bestimmte Kriterien erfüllt werden.

Voraussetzung ist entweder ein unbefristetes Aufenthaltsrecht aller Familienmitglieder oder aber die AntragstellerInnen müssen seit mindestens fünf Jahren legal in Österreich leben und zwei Jahre davon in einer Wohnung in Wien gemeldet sein. Yasmina und ihre Kinder erfüllen diese Kriterien. "Aber mein Mann nicht, darum haben wir kein Recht auf eine Gemeindewohnung."

Yasmina wendet sich schließlich an die Caritas, die der Familie eine so genannte Startwohnung im 16. Wiener Gemeindebezirk vermittelt. Mit auf drei Jahre befristeten Wohnungen in Sanierungshäusern unterstützt die Caritas MigrantInnen, die auf dem regulären Woh-

nungsmarkt kaum Chancen haben. Eine schmale Küche und zwei kleine Zimmer hat die 4-köpfige Familie zur Verfügung. Im Wohnzimmer steht eine Couch mit einem niedrigen Tisch, Fotos des heute 4-jährigen Sohns Adewale und der 1½-jährigen Neta schmücken den sonst leeren Raum.

Für den Unterhalt kommt die 31-Jährige alleine auf. Weil sie keine andere Stelle findet, arbeitet sie als Putzfrau. Damit befindet sie sich im Niedriglohnssektor. Das bedeutet, dass sie trotz ihrer Arbeit nicht aus der Armut heraus kommt. Eine leistbare Wohnung am freien Markt bleibt unerreichbar. Ihr Mann darf aufgrund seines aufenthaltsrechtlichen Status gar keiner Arbeit nachgehen. So

arbeitet Yasmina, so viel ihr eben möglich ist. "Viel Zeit für meine Kinder bleibt da nicht", erzählt sie traurig. Nach dem

Kindergarten kümmert sich der Vater um die Kleinen. Mit ihrem Lohn erhält sie die gesamte Familie, zahlt die Miete, das Essen, den Strom. Das Geld reicht gerade so aus, übrig bleibt freilich nichts. Sich selbst einmal etwas zu gönnen oder einmal nach all den Jahren Urlaub zu machen, ist nicht drin.

Ebenso fehlt die Zeit, um einen Sprachkurs zu besuchen oder eine Ausbildung zu beginnen. Yasmina ist lernbegierig, würde gerne besser Deutsch lernen: "Dann finde ich auch bessere Arbeit und eine Wohnung mit

einem Zimmer mehr." Dieses Zimmer wäre für ihren 12-jährigen Sohn, der in Nigeria bei seiner Großmutter lebt. In der kleinen Wohnung wäre kein Platz für ihn. Die beiden Kleinen toben durchs Wohnzimmer, weil Kinder Energie haben, Bewegung und Platz brauchen. "Weil sie kein eigenes Zimmer haben und ich müde bin von der Arbeit, ist es oft zu viel. Es ist zu eng." Wie es für Yaminas Familie weitergeht, bleibt ungewiss. Sie selbst hofft weiterhin, der Enge irgendwann zu entkommen.

*Alice Kanelutti,
Caritas Wien*

"Ist es wegen der Hautfarbe? Ich weiß es nicht, aber immer heißt es: Die Wohnung ist schon vergeben."

Wussten Sie, dass ...

...österreichweit in Wohnungen, in denen die Umgangssprache Türkisch ist, durchschnittlich 17,9 m² pro Person zur Verfügung steht, während es in Haushalten, in denen Deutsch gesprochen wird, 39,6 m² sind? (www.statistik.at)

“Nur Inländer” verboten?

Nicht nur diskriminierende Wohnungsinserate sorgen dafür, dass MigrantInnen und sichtbare Minderheiten deutlich schlechtere Bedingungen am Wohnungsmarkt akzeptieren müssen.

“Frau A. ist im März auf Wohnungssuche und besichtigt mit ihrem Freund, der in Afrika geboren ist, eine Wohnung in der Wohlmutstraße im 2. Wiener Gemeindebezirk. Sie will die Wohnung mieten und ihren Freund eventuell bei sich wohnen lassen. Der Hausmeister gibt ihr jedoch sofort zu verstehen, dass die Hausverwaltung keinen Schwarzen im Haus haben will und sie die Wohnung deshalb nicht bekommen wird.”

Das ist einer von vielen Fällen, die bei der Beratungsstelle für Opfer und Zeuginnen von Rassismus gemeldet werden und anhand derer deutlich wird, mit welchen – verbotenen – Diskriminierungen MigrantInnen und sichtbare Minderheiten auf dem österreichischen Wohnungsmarkt konfrontiert sind.

Aber nicht nur, dass VermieterInnen ausländische InteressentInnen oftmals persönlich bei der Kontaktaufnahme ablehnen. In Österreich ist auch die offene Diskriminierung bei der Ausschreibung einer Wohnung gang und gäbe, nämlich über so genannte “Nur Inländer-Inserate”, auf die ZARA in einer Kampagne im Jahr 2005 aufmerksam machte. Innerhalb von zwei Wochen hatten MitarbeiterInnen zehn Medien stichprobenartig nach diskrimi-

WELS, 106 m²
In Toplage (gegenüber Markplatz), WZ, SZ, KiZi, KÜ, Bad, WC, Balkon getrennt, provisions- und ablösefrei, ab sofort, 700,- inkl. BK+HK, Kaution 1.900,- (**Bitte nur Inländer**) Tel. 0699/...

SCHNÄPPCHEN!
21., hofseitig, 1 Zimmer, Küche, Fliesenbad, WC, Vorzimmer, TOP ZUSTAND, ebenerdig, NUR 298,- Gesamtmiete; (**Nur Inländer**) Tel. 0664/...

PUCHENAU
80² Dachgeschosswohnung, 550,- inkl. BK, Tel. 0650/..., abends. **Nur Inländer**

MIETWOHNUNG, 60m²
In St. Peter, PRIVAT, 485,-, unbestritten, 3 Zimmer, 1.Stock, Küche möbliert, Etagenheizung, Laminat, schöne ruhige Wohngegend, **nur an Inländer zu vermieten**, Investablöse auf Verhandlungsbasis, tel. erreichbar ab 18 Uhr unter 0664/...

MANSARDENWOHNUNG
Neuwertige, teilmöblierte Mansardenwohnung in Bad Mühllacken, OÖ, teilmöbliert, mit Balkon, ca. 69m², **nur an Inländer zu vermieten**, Tel. 0664/...

Alle Inserattexte sind Originalzitate...



nierenden Inseraten im Arbeits- und Wohnungsbereich gesucht – und dabei 100 Inserate gesammelt und bei den zuständigen Verwaltungsbehörden angezeigt. Diese Anzahl zeigt, wie weit verbreitet diskriminierende Inserate in Österreich sind – und wie sehr es VermieterInnen und ArbeitgeberInnen an einem entsprechenden Unrechtsbewusstsein fehlt.

Leider wurde diese Feststellung wenig später auch von der Volksanwaltschaft bestätigt, die ZARA in diesem Fall eingeschaltet hat: Sie kam zu dem Schluss, dass Verstöße gegen das Diskriminierungsverbot immer noch als “Kavaliersdelikte” angesehen werden. Der Bund und die Stadt Wien – in deren Zuständigkeitsbereich die angezeigten Inserate fielen – haben auf die Kritik der Volksanwaltschaft reagiert und Maßnahmen gesetzt, um diesen Missständen entgegenzuwirken. Um zu überprüfen, ob sich auch tatsächlich etwas verändert hat, wird ZARA in naher Zukunft erneut an die Volksanwaltschaft herantreten. Unklar bleibt weiterhin, wie die Praxis in anderen Bundesländern aussieht.

Die hier beschriebenen Diskriminierungen schließen mit geringem Aufwand einen großen Teil der Bevölkerung vom Wohnungsmarkt aus. Sie schränken die Freiheiten und Wahlmöglichkeiten der Betroffenen massiv ein und sind zudem ständige Angriffe auf ihre Menschenwürde. Aus der Sicht von ZARA sind Diskriminierungen darüber hinaus das größte Integrationshindernis, etwa wenn man bedenkt, dass Art und Qua-

lität des Wohnraums auch Auswirkungen auf die Chancen in Schule oder auf dem Arbeitsmarkt haben.

Dazu kommt, dass MigrantInnen und sichtbare Minderheiten in vergleichsweise schlechteren Wohnverhältnissen leben als “MehrheitsösterreicherInnen”: Sie bewohnen schlechter ausgestattete und kleinere Wohnungen – und müssen zu allem Überdross auch einen deutlich höheren Anteil ihres Haushaltseinkommens für Wohnen ausgeben.

Eine Ursache dafür sind Benachteiligungen beim Zugang zu staatlichen Förderungen. Da diese zumeist in die Kompetenz der Länder fallen, gibt es hier unterschiedliche Regelungen. Zwei Beispiele: In Niederösterreich, dem Burgenland und Kärnten haben MigrantInnen keinen Zugang zur Wohnbeihilfe; im Burgenland und in Kärnten haben MigrantInnen außerdem keinen Zugang zu Förderungen für die Sanierung ihres Wohnraums. Ebenso von Benachteiligungen betroffen sind sie bei Genossenschaftswohnungen sowie bei Gemeindeförderungen.

Aber auch wer eine Wohnung gefunden hat, ist dort oftmals rassistischen Anfeindungen durch NachbarInnen ausgesetzt. All das beeinträchtigt die Lebensqualität von MigrantInnen oder Angehörigen von sichtbaren Minderheiten. Gerade die Allgegenwärtigkeit, die Alltäglichkeit und die im wörtlichen Sinne

“Nachbarschaft” des Rassismus machen ihn in diesem Fall so zermürbend.

Muss man sich damit abfinden? Keinesfalls. Wenn Sie Opfer oder Zeugin von Rassismus geworden sind, können Sie sich an die ZARA-Beratungsstelle wenden. Das Team besteht aus juristisch

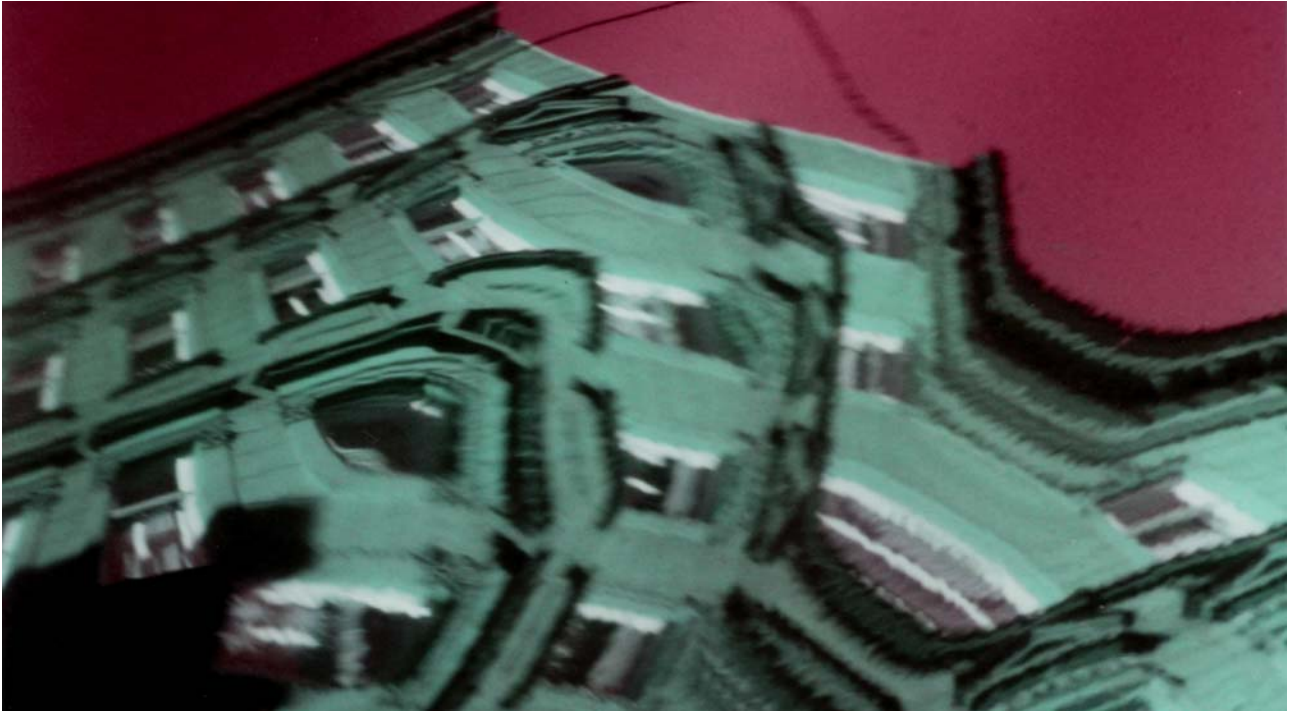
und sozial geschulten BeraterInnen und berät Sie kostenlos über Ihre Optionen, seien es juristische Schritte oder andere Möglich-

keiten der Intervention. Darüber hinaus unterstützt ZARA KlientInnen und begleitet sie beim gemeinsam beschlossenen Vorgehen durch den gesamten Prozess der Fallklärung bzw. durch rechtliche Verfahren. Die Fälle, die von Opfern und Zeuginnen gemeldet werden, werden systematisch dokumentiert, eine Auswahl wird jährlich anonymisiert im Rassismus-Report veröffentlicht. Damit macht ZARA jedes Jahr darauf aufmerksam, in welchen Formen Rassismus in Österreich in Erscheinung tritt.

*Sonja Fercher
Leiterin Öffentlichkeitsarbeit “ZARA”*



Den ZARA-Rassismusreport gibt es als kostenlosen Download unter www.zara.or.at



Das bisserl "narrisch" sein

Über den Zusammenhang von Obdachlosigkeit und psychischer Erkrankung
am Beispiel der Nachtstreetwork in der Gruft.





Und irgendwann war Herr Sieblinger dann weg. Spurlos verschwunden von der sozialen Landkarte. Keine Wohnadresse, kein Sozialhilfebezug, keine Freunde. Tatsächlich mied er andere Menschen, wo er nur konnte und lebte buchstäblich vom Abfall aus Mülltonnen. Diagnose: Chronisch paranoide Schizophrenie. Bis zu seinem 45. Lebensjahr hatte Herr Sieblinger, der schon damals psychisch erkrankt war, bei seiner Mutter gelebt. Doch als der einzige Halt in seinem Leben gestorben war, und es niemanden mehr gab, der sich um ihn sorgen konnte, ging es schnell "bergab". 15 Jahre lang lebte er völlig vereinsamt und verwahrlost auf den Straßen von Wien.

"Entdeckt" wurde Herr Sieblinger von der langjährigen Sozialarbeiterin Susanne Peter, während des Nachtstreetnetworks der Gruft. Die Geschichte von Herrn Sieblinger ist für sie einmal mehr der Beweis, wie wichtig der Aspekt der "nachgehenden" Betreuung ist. Nicht darauf zu warten, dass die Betroffenen von sich aus kommen, sondern sie dort abzuholen, wo sie stehen. Im Wissen, dass erst Vertrauen aufgebaut und in vielen, geduldigen Gesprächen überhaupt erst die Möglichkeit für die Annahme von Hilfe geschaffen werden muss. Denn Obdachlosigkeit und Scham hängen eng zusammen. Und Scham und psychischer Druck ebenso. Und psychischer Druck wiederum...

Aber beginnen wir von vorne, denn das Thema Obdachlosigkeit und psychische Erkrankung hat viele Aspekte. In der

täglichen Praxis der Wohnungslosenhilfe und insbesondere in der Betreuungsarbeit der Gruft sind vor allem zwei dieser Aspekte von großer Bedeutung. Einerseits Obdachlosigkeit als traumatisches Erlebnis und Bedrohung für die psychische Gesundheit, und andererseits die Frage, wie psychisch erkrankte Personen betreut und untergebracht werden können.

Wohnungslosigkeit hat grundsätzlich verschiedenste Ursachen, doch in vielen Fällen ist es so, dass die Betroffenen bis zum letzten Augenblick hoffen, das Schlimmste noch vermeiden zu können. In manchen Fällen ist es vielleicht absehbar, dass es sich nicht mehr ausgehen wird. Der Job wurde verloren, die Beziehung ging in Brüche, die Delogierung wird angedroht. Aber man hofft bis zum Schluss und erst, wenn man tatsächlich auf der Straße steht, wird die ganze Tragweite der eigenen Situation bewusst. In anderen Fällen kommt es wirklich unvorhersehbar, immer öfter auch bei selbstständig Berufstätigen.

In jedem Fall aber ist der Verlust der eigenen Wohnung, dem oft eine Lebens- oder Beziehungskrise vorangeht, im Grunde ein traumatisches Ereignis, dessen Bedeutung tendenziell unterschätzt wird: "In der Öffentlichkeit wird das Thema Obdachlosigkeit noch immer kaum ernst genommen. Es wird nicht berücksichtigt was es heißt, plötzlich vor dem Nichts zu stehen, auf die Hilfe

fremder Menschen angewiesen zu sein, sich dafür meist auch zu schämen, weil man es nicht mehr aus eigener Kraft schafft", so Susanne Peter.

Der Begriff des Traumas und damit verbundene, notwendige Therapiestrategien fanden in den letzten Jahren allerdings immer mehr Beachtung. Damit kommt auch die Gruft-Psychiaterin Irina Rittler ins Spiel. Seit November 2007 arbeitet sie gemeinsam mit einer Kollegin in der Gruft, wo sie einmal pro Woche vor Ort als Gesprächspartnerin zur Verfügung steht, und zweimal pro Monat das Nachtstreetnetwork der Gruft begleitet. Gerade die Psychiaterin verweist auf die

Verharmlosung des psychischen Drucks: "Wenn man sich bei einem Unfall das Bein bricht, ist ein Aufenthalt im

Krankenhaus und eine nachfolgende Erholungszeit selbstverständlich. Wer aber in der Lebensplanung verunfallt und erste, manchmal erst langsam zunehmende, psychische Schäden davon trägt, dem wird das häufig nicht zugestanden."

Dem Eindruck der MitarbeiterInnen in der Wohnungslosenhilfe nach sind die psychischen Erkrankungen unter obdachlosen Menschen in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen (aktuelle Untersuchungen und repräsentative statistische Zahlen liegen leider nicht vor). "Ebenso wie jeder Mensch von

"Wer in der Lebensplanung verunfallt und psychische Schäden davon trägt, dem wird das häufig nicht zugestanden."

Wohnungslosigkeit bedroht sein kann, gilt das auch für psychische Erkrankungen“, so Irina Rittler. Denn aufgrund von Inflation, schleppend steigenden Lohnkosten, asymmetrischen Beschäftigungsverhältnisse und vielem mehr ist nicht nur das soziale Gefälle angestiegen, auch der soziale Druck auf den Einzelnen ist stärker geworden.

Eine Kategorisierung psychischer Erkrankungen im Bereich der Wohnungslosigkeit ist indes sehr schwierig. „Ich unterscheide aufgrund der Erfahrungen meiner Arbeit in der Gruft drei große Gruppen“, erklärt Irina Rittler. Zunächst ein aufgrund einer aktuellen Belastungssituation „psychisch auffälliges Verhalten“, das unter anderem der Beginn einer chronischen Erkrankung sein kann. Hier ist es wichtig, möglichst früh einer chronischen Manifestation vorzubeugen, was aber – ebenso wie in allen anderen Formen – die Schaffung einer Vertrauensbasis und eine Stabilisierung der Lebensumstände voraussetzt. Etwas schwieriger zu diagnostizieren sind jene Fälle, „wo durch die aktuelle Belastungssituation frühere Traumata aufbrechen“, und sich oft Symptome vermischen. Eine weitere wichtige Gruppe sind „chronische, psychiatrische Erkrankungen“, wie etwa paranoide Schizophrenie, die oft eine jahrelange Erkrankungsgeschichte hinter sich haben.

„Das ist“, bekräftigt Rittler, „nur ein Richtwert aus der Praxis.“ Das Problem ist, dass Wohnungslosigkeit und psychische Erkrankung eine unheilvolle Kombination bilden. Dabei geht es nicht nur

um Alkohol, den die Psychiaterin als eine unheilvolle Form der „Selbstmedikation“ bezeichnet, denn er dient einerseits zwar dazu, um etwa Anspannungszustände und Depressionen (aus der Sicht der KlientInnen) kurzfristig zu vermeiden, verhindert aber andererseits eine wirklich zielführende Behandlung – ganz abgesehen davon, dass Alkoholmissbrauch generell negative Auswirkungen auf Körper und Psyche hat.

Hier geht es viel mehr darum, dass viele Symptome, die psychische Erkrankungen begleiten, Diagnosen und insbesondere eine Therapie erschweren. Zu diesen Symptomen zählen etwa Aggression, fehlendes Grundvertrauen (daraus resultierend etwa: ständiger Abbruch von Beziehungen), paranoide Wahrnehmungen, etc. Oftmals gelten psychisch erkrankte Menschen, die auf der Straße leben, als schwierige Fälle, die aufgrund immer wieder auftretender Aggressionen in vielen Einrichtungen bereits „Hausverbot“ haben. Dadurch aber werden sie nicht nur schwer „vermittelbar“, es kommt auch zu keiner Stabilisierung der Lebenssituation, die für eine Behandlung wichtig wäre. „Wer hilft etwa den Erkrankten beim Einhalten ihrer Medikation, wer ist als Ansprechperson für sie da?“, fragt Susanne Peter.

Auch braucht es Verständnissarbeit bei den Institutionen, die Nachbetreuung anbieten. Hier lautet das Stichwort ge-

nerell: Vernetzung. In nicht wenigen Krankenhäusern herrscht aufgrund bestehender Strukturen (Zeitdruck, Überbelegung, etc) ohne vorhergehende Vernetzung nur bedingt Verständnis dafür, dass man, wie etwa im Fall von Herrn Sonntag (*siehe die Fallgeschichte auf Seite 64*), den richtigen Tag abwarten muss, bis der Klient bereit für eine Aufnahme ist. Und nicht selten haben auch Ärzte ihre Schwierigkeiten, die psychisch erkrankte Person hinter dem wahrlosten Äußerer zu erkennen.

Gerade hier sind die Kompetenzen und der Einsatz der Gruft-Psychiaterin notwendig und hilfreich, denn dadurch kommen die Betroffenen beispielsweise bereits mit einer professionellen Diagnose ins Krankenhaus. Darum auch ist Irina Rittler der Ansicht, dass mehr sozi-

„Psychische Erkrankungen sind oftmals die Ursache, warum Menschen an den sozialen Rand gedrängt werden.“

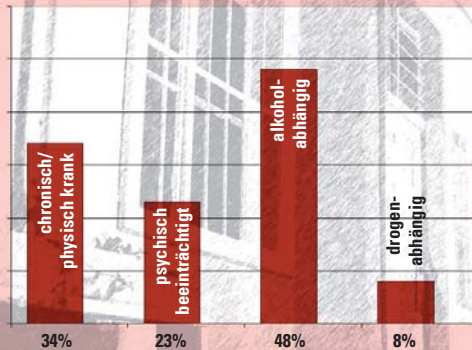
alpsychiatrisches Personal in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe benötigt wird. „Das wäre eine wesentliche

fachliche Unterstützung der SozialarbeiterInnen beim Umgang mit den KlientInnen, und es würde die Vernetzung mit anderen Institutionen erleichtern.“ Und das zeigt ja auch das Beispiel in der Gruft, wo das Modell der psychiatrischen Betreuung vor Ort seit acht Jahren praktiziert wird.

Trotzdem wäre damit das Problem nicht auf einen Schlag gelöst. Denn, so die Psychiaterin: „Es gibt kein allgemeines Rezept für den Umgang mit psychisch



Gruft: Krankheit & Sucht



Alkoholsucht, chronisch-physische Erkrankungen, psychische Erkrankungen und Drogensucht spielen eine wichtige Rolle in der Wohnungslosenhilfe. Dies lässt sich aussagen, auch wenn dieser Tabelle eine lückenhafte Datenerfassung zu Grunde liegt. Speziell in Punkto "Drogenabhängigkeit" wirkt sich vermutlich die geringe Datenmenge von unter 30jährigen aus.

erkrankten Menschen. Vielmehr braucht es in jedem Fall eine individuelle Lösung, wir sprechen auch von einem entsprechenden Fall- oder Case-Management." Mit anderen Worten: Der Umgang mit psychisch kranken Menschen kann sehr aufwendig sein. Das gilt nicht bloß für die Streetwork. In jeder Einrichtung brauchen psychisch erkrankte Menschen sowohl soziale Begleitung, wie auch psychiatrische Hilfestellung. Viele Einrichtungen sehen sich damit aber überfordert oder sehen das noch nicht als Teil ihrer Aufgabenstellung. Nach Einschätzung von Susanne Peter bräuchte es hier in Wien unter anderem zumindest eine Einrichtung speziell für psychisch erkrankte Männer, die zugleich eine Stabilisierung der Wohnsituation wie auch eine Stabilisierung der psychischen Gesundheit erlaubt.

Um dies zu erreichen, benötigt es insgesamt mehr Sensibilisierung für das The-

ma. Denn solange Obdachlosigkeit vor allem unter dem Nenner "selbst schuld" wahrgenommen wird, wird nicht nur das Leid, sondern werden auch die Betroffenen marginalisiert. Einmal mehr ist hier dem klassischen Vorurteil entgegenzuwirken, dass Menschen auf der Straße landen und – körperlich wie psychisch – verwahrlosen, weil sie sich selbst aufgegeben haben. Vielmehr sind psychische Erkrankungen oftmals die Ursache, warum Menschen an den sozialen Rand gedrängt werden – und noch öfters bilden Obdachlosigkeit und psychische Erkrankung eine unheilvolle Einheit. Das Eine verstärkt das Andere und umgekehrt. Oder, um es mit den Worten Susanne Peters zu sagen: "Nach 22 Jahren Berufserfahrung bin ich umso mehr überzeugt: Niemand ist freiwillig auf der Straße."

Kurt Riha,
Caritas Wien

Wussten Sie, dass ...

... wohnungslose Menschen früher sterben?

Der Altersdurchschnitt der in den Dauerwohnhäusern der Wiener Wohnungslosenhilfe verstorbenen Personen lag bei 63 Jahren und damit deutlich unter der durchschnittlichen Lebenserwartung der österreichischen Bevölkerung von rund 77 Jahren bei Männern und 83 Jahren bei Frauen. (Wiener Wohnungslosenhilfe 2003, www.statistik.at)



Wenn Unmögliches möglich wird

Gute Zusammenarbeit in der Sozialarbeit am Beispiel von Herrn Sonntag.





Im Dezember 2007 rief uns eine Passantin an. Schon öfters habe sie einen Obdachlosen auf der Donauinsel gesehen, der dort in einem WC zu wohnen scheint. Im Rahmen der Nachtstreetwork besuchten wir ihn. Wir kamen spät an, es war schon dunkel und Herr Sonntag (seinen Namen erfuhr ich später durch die Mitwirkung des JOSI-Tageszentrums der Stadt Wien) hatte die WC-Tür verschlossen. Ich klopfte an und stellte mich vor. Er antwortete, dass er nichts von uns wolle, außer wenn wir ihm eine Gemeindefwohnung besorgen könnten.

Da Herr Sonntag nicht der einzige Klient auf der Donauinsel war und es aus praktischen Gründen kaum möglich ist, die KlientInnen zu Fuß aufzusuchen, beantragten wir eine Zufahrtsbewilligung auf die Donauinsel, die wir nach einer Besprechung mit der MA 45 (Abteilung Wasserbau, zuständig für die Donauinsel) und dem Fonds Soziales Wien (FSW) erhielten.

In den Wochen darauf besuchten wir Herrn Sonntag regelmäßig, kamen aber nicht richtig in Kontakt mit ihm. Er war sehr psychotisch, ein großer Einzelgänger, und war den Umgang mit Menschen nicht mehr gewohnt. Immer wieder fragte er uns, was wir denn hier wollen. Unsere Psychiaterin erlebte ihn als in die Enge getrieben und war sich nie sicher, ob er nicht auch aggressiv reagieren könnte. Aber ich nahm den ersten Auftrag von Herrn Sonntag, seinen Wunsch nach einer Gemeindefwohnung, sehr ernst. Er erklärte, der dickste Österrei-

cher zu sein, und dass er es ohnehin nicht wert sei, eine Wohnung zu haben, da er so stinkt und das sowieso nicht klappen würde.

Über die Heilsarmee organisierte ich ein Zimmer für ihn, doch er reagierte sehr psychotisch darauf. Lieber würde er in die Psychiatrie gehen, war seine Antwort. Auf meine Nachfrage erzählte er, dass er als Kind schon viel Psychiatrie-Erfahrung gesammelt habe, aber er nicht freiwillig gehen würde, sondern etwas "Offizielles" bräuchte.

Ich nahm neuerlich Kontakt mit der MA 45 auf, die mich zum Wachdienst der Donauinsel vermittelten. Ich erklärte dem Leiter des Wachdienstes die Situation, und dass es notwendig wäre, Herrn Sonntag durch eine "offizielle" Amtshandlung zu motivieren, mit der Rettung ins Krankenhaus zu fahren. Sollte das jedoch nicht klappen, so sollte Herr Sonntag nicht von seinem WC vertrieben werden. Der Wachdienst sagte mir seine Unterstützung zu.

Unsere Psychiaterin nahm Kontakt mit der Psychiatrie im Otto-Wagner-Spital auf, ich informierte den Samariterbund. Schließlich besuchten wir gemeinsam mit dem Wachdienst Herrn Sonntag, der an diesem Tag sehr verschreckt und angespannt war. Höflich und umsichtig nahm der Wachdienst Kontakt mit ihm auf, erklärte, dass er nicht hier bleiben könne, dass aber ein Bett im Kranken-

haus für ihn organisiert sei und er mit der Rettung hingebbracht werden könnte.

Herr Sonntag schien sehr erleichtert zu sein, nun endlich mit Bestimmtheit zu erfahren, dass er nicht mehr hier sein darf, und dass es zugleich eine Alternative gäbe, wo er sich schon einmal sicher aufgehoben fühlte. Er sagte zu und mit Hilfe des Samariterbundes brachten wir ihn ins Krankenhaus, wo die bereits ausgetauschten Informationen sehr hilfreich bei seiner Aufnahme waren. Wir sicherten zu, uns um eine geeignete Unterkunft für die Zeit nach dem Krankenhausaufenthalt zu kümmern (was uns in späterer Folge auch gelang).

Als wir uns von Herrn Sonntag verabschiedeten, stand er frisch geduscht im Pyjama vor uns war sichtlich erleichtert.

Seine freiwillige Einwilligung war die beste Garantie dafür, dass er dieses Angebot tatsächlich annehmen würde

“Er erklärte, der dickste Österreicher zu sein, und dass er es ohnehin nicht wert sei, eine Wohnung zu haben.”

und seine zehn Jahre auf einer Toilette auf der Donauinsel nun hinter ihm lagen. Aber um das zu erreichen, waren eine gute Vorbereitung und die positive Zusammenarbeit aller beteiligten Institutionen und Personen notwendig.

*Susanne Peter,
Sozialarbeiterin Gruft*

Jenseits des Speckgürtels

Gerade am Land ist Wohnungslosigkeit ein großes Thema. Ein Besuch bei der Wohnungssicherung NÖ-Ost der Caritas Wien.





Eine junge Mutter steht nach der Scheidung von ihrem Mann alleine mit den Kindern auf der Straße. Diese Straße führt durch ein kleines Dorf im Norden Niederösterreichs, wo alle Bewohner einander kennen. "So eine Schande", tuscheln die Nachbarn und die junge Mutter kommt gnadenhalber bei der Schwester unter. Ein 40jähriger verliert erst seinen Job, dann seine Wohnung, schläft für einige Tage in der Bushaltestelle vor der Ortskirche. "So geht das aber nicht!", befindet die Gemeinde nach dem sonntäglichen Kirchenbesuch. Eine Familie in Zahlungsnot will einen Sozialhilfeantrag stellen. Aber dann wüsste die ganze Gemeinde von ihrer Notlage, die auch so schlimm genug ist. Szenen vom Land, wo Wohnungslosigkeit manchmal etwas schwerer wiegt als in der Stadt.

Gezielte Maßnahmen zur Wohnungssicherung gibt es in Österreich seit Mitte der 1990er Jahre, diese konzentrierten sich aber zunächst auf die Ballungsräume Wien und Salzburg. Im Jahr 2002 wurde auf Anregung der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BA-WO) erstmals österreichweit die gerichtlichen Verfahren in Mietrechtsangelegenheiten (betreffend eingebrachte Räumungsklagen) ausgewertet. Dabei ergab sich, dass in ganz Niederösterreich insgesamt 4.441 Delogierungsverfahren eingeleitet worden sind. Diese Zahl belegte sehr deutlich, dass Probleme rund um die Wohnungssicherung bzw. drohende Delogierung auch am Land bzw. besonders in Niederöster-

reich ein Thema sind – allerdings gab es dafür bislang kaum spezifische Hilfsangebote.

Auf Basis der 2002 erhobenen Daten wurde – unter Berücksichtigung der Bevölkerungsdichte und den Erfahrungswerten aus anderen Bundesländern – ein notwendiger Betreuungsbedarf für Niederösterreich errechnet. 2003 gründeten vier Vereine die "ARGE Delogierungsprävention NÖ", und 2005 starteten die ersten beiden Vereine das Projekt Wohnungssicherung, darunter die Caritas Wien mit Schwerpunkt in Korneuburg und Mödling. "Diese beiden Bezirke wurden auch deswegen gewählt, weil dort, relativ gesehen, die größte Zahl an Räumungsklagen eingebracht wurden", erklärt Hans-Jürgen Schwarz von der Wohnungssicherung NÖ-Ost.

Der Grund für die hohe Zahl an Räumungsklagen liegt, laut Hans Jürgen Schwarz darin, dass Korneuburg und Mödling zu den wohlhabenderen Gemeinden zählen bzw. zu jenen Gemeinden, die auch als "Speckgürtel" rund um Wien bezeichnet werden (wie etwa noch Baden, Brunn am Gebirge, Maria Enzersdorf...). Zwar fallen auch Geschäftskonkurse unter die Zahl der Räumungsklagen, aber das Hauptproblem besteht darin, dass die Mieten – und zwar immer mehr auch für Menschen aus der Mittelschicht – zu teuer sind.

"2002 wurden in ganz Niederösterreich 4.441 Delogierungsverfahren eingeleitet."

Gebiete weiter am Land, wie Mistelbach oder Hollabrunn, sind kostengünstiger, allerdings ist dort der Anteil an Mietwohnungen deutlich geringer. Einerseits stehen dort mehr Eigenheime zur Vermietung, aber da auf Häuser das Mietrechtsgesetz nicht zur Gänze anwendbar ist, entstehen hier zusätzliche

Rechtsprobleme. Andererseits ist der Anteil von Eigenheimen höher, wobei es gerade hier viele Probleme gibt, wie die große Zahl von Eigenheimzwangsversteigerungen zeigt. "Doch für Eigenheime ist die Wohnungssicherung nicht zuständig, hier ist die Schuldnerberatung besser informiert", so Schwarz.

Es gibt also nicht die typisch ländliche Wohnungslosigkeit. Gemeinsam für das Land Niederösterreich ist neben dem teuren Wohnraum das Fehlen einer allgemeinen Wohnbeihilfe. Nur für Wohnungen, die mit Wohnbaufördermittel des Landes NÖ errichtet wurden, kann eine Wohnbeihilfe bezogen werden, aber für diese Wohnungen müssten die Mieter – wie in der Stadt – einen Baukostenanteil aufbringen. "Das können sich die meisten Betroffenen nicht leisten, weswegen sie erst recht gezwungen sind, die – nicht nur aufgrund des Wegfalls der Förderungen – teureren Privatwohnungen zu nehmen", so Schwarz.

Und die Wartezeiten für die Gemeindefamilienwohnungen, auch am Land die günstigste Wohnform, betragen oft bis zu zwei

Jahre. Für viele Familien wäre hier die einzige Alternative, noch weiter hinaus aufs Land zu ziehen. "Aber es kann natürlich nicht immer die Lösung sein, seinen Lebensmittelpunkt ständig zu verlagern", so Schwarz. Zumal es keine Garantie gibt, dass die Familien dort Arbeit finden. Und ohne einen Job vor Ort wären wiederum die Anfahrtszeiten länger und entsprechend teurer.

Hinzu kommt das schon angesprochene Problem der schwächeren Rechtssi-

Gerichtsvollzieher kommt, kann es vorkommen, dass die ganze Ortschaft Bescheid weiß", erzählt Schwarz. Außerdem: "Zum Thema Miete hat jeder eine Meinung, schließlich muss jeder Miete zahlen. Hier fehlt es mitunter am Verständnis für die Notlagen anderer."

Aber die Schuldfrage ist generell ein heikles Thema bei der Wohnungssicherung. Grundsätzlich funktioniert das Hilfsangebot der Wohnungssicherung so, dass Hans-Jürgen Schwarz und sei-

nen wollen das ausdrücklich nicht). Im Zuge dessen sollte auch die Wohnungssicherung informiert werden, wobei dieser Informationsfluss noch nicht in allen Gemeinden optimal funktioniert.

Daraufhin erhalten die KlientInnen in der Regel per Brief eine Information über das Hilfsangebot der Wohnungssicherung oder es wird ein Termin (meist in Form von Hausbesuchen) vereinbart. "In manchen Fällen erfahren wir von den Fällen bzw. treten die KlientInnen an



cherheit bei Eigenheimen und nicht zuletzt der Umstand, dass kleinere Gemeinden keinesfalls ein idyllisches Sozialgefüge aufweisen. "In Niederösterreich muss der Sozialhilfeantrag vom Bürgermeister bestätigt werden", erklärt Hansjürgen Schwarz. Da die Gemeinden eine laufende Beihilfe zum Lebensunterhalt zu 50% mitfinanzieren müssen, ist es hier vereinzelt auch schon vorgekommen, dass ein Bürgermeister seine Unterschrift verweigerte. Vor allem aber bedeutet die Sichtbarmachung von Not in einer kleinen Gemeinde oft eine Stigmatisierung. "Wenn der

ne Kolleginnen Angela Vaverka, Heide Thomasitz-Namieski und Marianne Heindl von drohenden Delogierungen informiert oder direkt von Betroffenen (die meist über Mundpropaganda oder Infoblätter vom Angebot der Wohnungssicherung erfahren bzw. von anderen Einrichtungen weiter verwiesen werden) kontaktiert werden. Eine wesentliche rechtliche Grundlage ist der §33a des Mietrechtsgesetzes, in dem festgelegt ist, dass das Bezirksgericht die Wohnsitzgemeinden mittels Verständigung vom Einbringen einer Räumungsklage informieren muss (außer die Betroffene

uns heran, wenn schon der Hut brennt, wenn es etwa nur noch ein, zwei Wochen bis zur Delogierung sind", erklärt Sozialarbeiterin Angela Vaverka. Das Angebot der Wohnungssicherung besteht zunächst in einer Ursachenerhebung: "Gemeinsam mit den Betroffenen wird ein Haushaltsplan erstellt und eruiert, ob alle Ressourcen ausgenützt und von allen Rechtsansprüchen Gebrauch gemacht wurde", so die Sozialarbeiterin. Weiters stellt die Wohnungssicherung den Kontakt zum Vermieter bzw. dessen Rechtsvertretern her, um zu vermitteln und meist auch zu verhan-



deln, weil "unsere KlientInnen häufig damit überfordert sind, vor allem, wenn es bereits ein gerichtlich anhängiges Verfahren gibt."

Im Großen und Ganzen handelt es sich also um eine Krisenintervention, bei der versucht wird, mit Hilfe von bislang noch nicht genutzten Finanzierungsmöglichkeiten und durch Vermittlung zu den Gläubigern das Schlimmste zu verhindern. Alleine aus Kapazitätsgründen kann diese Intervention aber nur punktuell, in der Regel auf wenige Wochen bis Monate beschränkt, erfolgen. "Ein Teil unserer KlientInnen", so Angela Vaverka, "bräuchte sicher ein längerfristiges Angebot, vielleicht sogar eine Art betreutes Wohnen mit regelmäßigem Kontakt und pädagogischen Zugang, denn das Haushalten in Krisensituationen muss erst erlernt werden und erfordert oft auch eine generelle Verhaltensänderung bei den Betroffenen."

Es wird allerdings von vielen Stellen – von Gläubigern, Vermietern, Behörden oder sogar Fördergebern – erwartet, dass sich nach Einschalten der Wohnungssicherung das Problem bei den Betroffenen nicht wiederholt. Aber das geht an der Realität der Betroffenen vorbei – und es ist auch ein etwas zu selbstgerechter Zugang zum Thema der Schuldfrage. "Hier müssen wir oftmals auch Lobbying für unsere KlientInnen

leisten und für Verständnis werben", so Vaverka.

"Die häufigsten Gründe für Mietrückstände sind zu teurer Wohnraum, geringes Einkommen, dazu Verschuldung und in Zusammenhang damit eine falsche Prioritätensetzung", erklärt Hansjürgen Schwarz. "Oftmals zahlen die Menschen dort, wo der Druck am größten ist, wenn etwa ein Inkassobüro eingeschaltet

"Wenn es trotz der hohen Grund- und Baukostenbeiträge bzw. Mietpreise keine allgemeine Wohnbauhilfe gibt, dann stellen sich konkrete Fragen an die Politik."

natürlich gibt es auch individuelles Fehlverhalten, aber eine Schuldzuweisung, so Schwarz, macht keinen Sinn. "Betroffen von den höheren Miet- und Lebenskosten ist ja längst auch die Mittelschicht, aber unsere Hilfe benötigen vor allem Menschen, die weniger gut strukturiert im Umgang mit Alltagskomplexität sind."

Umgekehrt gibt es aber auch Fälle, wo Gemeinden oder Genossenschaften teure Anwälte einschalten und damit Verfahrenskosten in die Höhe treiben. Oder es werden von Banken großzügige Kreditrahmen gewährt, sobald ein Kredit aber fällig ist, bucht die Bank erst den Kredit ab und lässt nichts mehr für die Miete oder das Überleben. Hier stellt sich, so Schwarz, durchaus auch auf Seiten der Gläubiger die Frage nach der sozialen Verantwortung. "Aber eine ge-

wurde. Und dann fehlt das Geld für die Miete." Meist kommen hier mehrere Ursachen zusammen, und

nerelle Lösung", so Schwarz abschließend, "können wir als Hilfsstelle mit nur vier MitarbeiterInnen natürlich auch nicht anbieten. Aber wenn es etwa trotz der hohen Grund- und Baukostenbeiträge, nicht zu reden von den hohen Mietpreisen, keine allgemeine Wohnbauhilfe gibt, dann stellen sich hier natürlich konkrete Fragen an die zuständige Politik."

Kurt Riha,
Caritas Wien

Wussten Sie, dass ...

... nur 4 bis 5 Prozent aller österreichischen Haushalte Wohn-Beihilfen der Wohnbauförderung erhalten? (www.gbv.at)

... der Anteil der Sozialhilfe-Gelder, die für das Wohnen vorgesehen sind, in den meisten Fällen nicht ausreichen, um den tatsächlichen Bedarf abzudecken?

Bei einer Studie der Armutskonferenz im Jahr 2007 gaben 81 von 116 sozialen Organisationen in ganz Österreich an, dass die Sozialhilfe-Leistungen für den Wohnaufwand die tatsächlichen Kosten in der Regel nicht abdecken. Weitere 15 Organisationen gaben an, dass es nur unter bestimmten Konstellationen möglich wäre, z.B. bei sozialem Wohnbau oder Substandard. (www.armutskonferenz.at)

Notwendige Schritte gegen Wohnungslosigkeit!

Politische Forderungen der Caritas der ED Wien.

1. **Leistbarer Wohnraum für alle!**

Wohnungslosigkeit hat viele Ursachen. Eine zentrale Rolle spielt das Auseinanderklaffen von verfügbarem Einkommen und den Ausgaben fürs Wohnen. Auch in Österreich sind die Wohnkosten in den letzten Jahren massiv gestiegen. Hier muss wirksam gegengesteuert werden.

■ Sozialen Wohnbau fördern! Es fehlt an Gemeinde- und Genossenschaftswohnungen, vor allem am Land.

■ Für einkommensarme Familien ein eigenes Kontingent an günstigen Wohnungen im sozialen Wohnbau schaffen! Diese müssen nicht nur eine leistbare Miete aufweisen, sondern auch eigenmittelfrei beziehbar sein (keine Grund- und Baukostenbeiträge etc.).

■ Sozialleistungen für das Wohnen verbessern! Wohnbeihilfen müssen realistische Miet-, Energie- und Heizkosten abdecken und regionale Kostenunterschiede berücksichtigen. Sie müssen für

geförderte und nicht geförderte Wohnungen gleichermaßen zur Verfügung stehen.

■ Es braucht ein wirksameres System der Mietzinsobergrenzen als derzeit! Die Möglichkeit von Mietzinsaufschlägen muss massiv begrenzt werden.

■ Ein einklagbares Recht auf Wohnen auch in Österreich! In Frankreich und Schottland gibt es ein solches bereits.

2. **Umfassende Delogierungsprävention!**

Wohnungslosigkeit kommt teuer zu stehen. Denn die Versorgung und Reintegration von wohnungslosen Menschen kostet viel Geld. In Form von menschlichem Leid bezahlen aber vor allem die Betroffenen selbst. Deshalb meinen wir: Vorbeugen ist besser als heilen!

■ Den österreichischen Sozialstaat armutsfest machen! Es braucht existenzsichernde Sozialleistungen.

■ Geld allein ist nicht genug! Soziale Dienstleistungen sind unverzichtbar, u.a. der Ausbau von Sozial-, Rechts- und Schuldnerberatungsstellen, familienunterstützenden sozialen Diensten, Unterstützung bei Haushaltsführung und Budgetplanung, etc.

■ Weiterentwicklung und flächendeckender Ausbau der Delogierungsprävention, um Wohnungsverluste zu verhindern! Um der neuerlichen Gefahr einer Delogierung vorzubeugen, sind ergänzende Angebote nötig. Dazu zählt Unterstützung bei der Übersiedlung in eine billigere Wohnung ebenso wie längerfristige Nachbetreuung gefährdeter Personen und Familien in den eigenen vier Wänden.

3. **Angemessene Hilfsangebote für alle von Wohnungslosigkeit Betroffenen!**

Wohnungslosigkeit trifft die unterschiedlichsten Menschen in den unterschiedlichsten Lebenszusammenhän-

gen. Sollen alle die Hilfe erhalten, die sie benötigen, braucht es verschiedenste Angebote, die auf Gesundheitszustand, Alter, Geschlecht, etc. Rücksicht nehmen.

■ Mehr Angebote für Menschen in akuten Wohnkrisen! Es gibt zu wenig geeignete Notunterkünfte für Mütter bzw. Eltern mit Kindern, Paare, Personen mit Haustieren und psychisch kranke Menschen.

■ Wartezeiten und Angebotslücken bei begleiteten Wohnformen massiv reduzieren! Als Angebot lediglich ein Bett für die Nacht in den Mehrbettzimmern von Notquartieren, die untertags verlassen werden müssen, darf anders als derzeit nur eine kurzfristige Übergangs-Lösung sein.

■ Auch in ländlichen Gebieten Angebote für wohnungslose und von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen schaffen bzw. ausbauen! Betreute Wohnformen in der Umgebung des Heimatortes können weitere Entwurzelung und sozialen Abstieg verhindern.

■ Quantitativ und qualitativ verbesserte Angebote für psychisch kranke und suchtkranke Menschen! Denn sie sind im derzeitigen System der Wohnungslosenhilfe massiv unterversorgt und von besonders schweren Lebensbedingungen betroffen.

■ Ein eigenes Maßnahmenpaket für wohnungslose Menschen unter dreißig Jahren! Sie stellen in Wien inzwischen

die größte Gruppe von Hilfesuchenden in der zentralen Wohnungslosen-Erstanlaufstelle P7 dar. So braucht es u.a. Wohneinrichtungen für akut drogenabhängige junge Frauen und Männer und verstärkte Zusammenarbeit zwischen Jugendwohlfahrt und Wohnungslosenhilfe für Erwachsene.

■ Mehr Beschäftigungsangebote und Hilfe bei der Re(integration) in den Arbeitsmarkt! Derzeit gibt es zu wenig Angebote für von Wohnungslosigkeit betroffene junge Menschen, die kaum oder keine Erfahrungen am Arbeitsmarkt haben. (Ehemals) wohnungslose Menschen, die nicht mehr in den regulären Arbeitsmarkt integriert werden können, benötigen qualitätsvolle Beschäftigung und Tageszentren gegen fehlende Tagesstruktur und Einsamkeit.

4. Verdeckte Wohnungslosigkeit von Frauen und Kindern verhindern!

Der Großteil der KlientInnen der Wohnungslosenhilfe ist männlich. Frauen schrecken öfter davor zurück, das bestehende Angebot in Anspruch zu nehmen: Aus Angst vor sozialer Ächtung, vor Übergriffen in gemischtgeschlechtlichen Einrichtungen, vor dem Verlust des Sorgerechts für ihre Kinder. Ihre Wohnungslosigkeit bleibt deshalb in den meisten Fällen für die Öffentlichkeit unsichtbar.

■ Mehr Frauenhäuser! Österreich erfüllt die internationalen Empfehlungen zum Schutz von gewaltbetroffenen Frauen und Kindern derzeit nicht.

■ Aus- und Aufbau eines Folgeangebots für Frauen und Kinder! Viele brauchen auch nach der Zeit im Frauenhaus eine geschützte und begleitete Wohnform.

■ Ausbau eigenständiger Wohneinrichtungen für Familien! Nur so können traumatisierende Wohn- und Familiensituationen gerade für Kinder verhindert und eine Trennung von Müttern bzw. Eltern und Kindern aufgrund fehlender Angebote vermieden werden. Derzeit können z.B. die privaten Mutter-Kind-Häuser in Wien aus Platzgründen nur eine von zehn anfragenden Familien aufnehmen!

■ Weiterer Ausbau der spezifischen Angebote für wohnungslose Frauen, die darauf abzielen, den Betroffenen den Weg aus Abhängigkeitsverhältnissen, Gewalt und verdeckter Wohnungslosigkeit zu ermöglichen! Nur ein zielgruppengerechtes Angebot wird angenommen.

Ein detaillierteres Papier zu den Positionen und Forderungen der Caritas Wien zum Thema Wohnungslosigkeit finden Sie unter www.caritas-wien.at

Wege zur Hilfe

Die Angebotsstruktur der Wohnungslosenhilfe der Caritas ED Wien.

Mobile Angebote

Canisi- und Franciscobus [Essensbusse] **täglich 190 Portionen**
Louisebus [Medizinischer Betreuungsbus] **5x wöchentlich 24 Behandlungen**
Nachstreetwork [Aufsuchende Betreuung] **3x wöchentlich 20 Gespräche**
Caritasgemeinde [Seelsorge] **wöchentlich 300 betreute KlientInnen**

Tageszentren, ambulante Betreuung

Gruft [Grundversorgung, Notunterkunft, Beratung] **täglich 224 Essen, 70 Übernachtungen**
Tageszentrum St. Josef [Verpflegung, Beratung, Duschen] **5x wöchentlich 80 Essen**
FrauenWohnZimmer [Schutzraum, Duschen, Beratung] **3x wöchentlich 35 BesucherInnen**
Servicestelle Südbahnhof [Aufenthalt, Verpflegung] **6x wöchentlich 30 BesucherInnen**

Beratung und Notunterbringung

P7-Wiener Service für Wohnungslose [Erstanlauf- und Beratungsstelle] **täglich 73 Beratungen**
Nachtschlafstelle [Notunterkunft] **110 Plätze**
A_WAY [Notschlafstelle für Jugendliche] **10 Plätze**
Wohnungssicherung NÖ-Ost [Delogierungsprävention] **jährlich 448 Betreute**

Betreute Übergangswohnhäuser

JUCA [für junge Erwachsene] **82 Plätze**
Haus Immanuel [Mutter-Kind-Haus] **61 Plätze** (21 Mütter, 40 Kinder)
Vinzenzhaus [Betreuung von Männern nach Alkoholtherapie] **42 Plätze**
Haus Miriam [Frauen in Krisen] **42 Plätze**
FrauenWohnZentrum [Schutz- & Wohnraum, Beratung] **35 Plätze**
Rupert Mayer Haus [für ältere Männer & Frauen] **67 Plätze**

Begleitetes Wohnen

Haus St. Josef [Dauerwohnplätze für Männer, Frauen & Paare] **39 Plätze**
Haus Allerheiligen [Sozialbetreutes Wohnhaus] **54 Plätze**
Haus Jona [Sozialbetreutes Wohnhaus] **50 Plätze**
Startwohnungen Wien [Betreute Wohnplätze] **124 Plätze** (Wohnungen)
Startwohnungen NÖ-Nord [Betreute Wohnplätze] **15 Plätze** (Wohnungen)



Die mediale Aufmerksamkeit für Menschen ohne Wohnung beschränkt sich in der Regel auf die Vorweihnachtszeit oder Tage mit rekordverdächtigen Minustemperaturen. Und auch da gilt das Interesse vorwie-

gend jenen, die auf der Parkbank oder am öffentlichen WC nächtigen. Selten rücken jene MitbürgerInnen ins Blickfeld, denen diese Broschüre gewidmet ist: Menschen, die von Wohnungslosigkeit bedroht sind oder die in prekären Wohnverhältnissen ausharren müssen.

Die Wohnungslosenhilfe der Caritas der Erzdiözese Wien versucht mit ihrem Angebot diesen Menschen konkret zu helfen. Ziel ist es, Abstürze zu verhindern und Neuanfänge zu unterstützen. Das ist nicht immer einfach. Wann genau fängt der Abstieg an? Wenn sich die ersten Schulden anhäufen? Wenn die Beziehung in die Brüche geht? Wenn der Arbeitsplatz verloren ist? Oder wenn der Delogierungsantrag gestellt ist? Zudem ist es für die Betroffenen oft selbst nicht absehbar, wann der Weg nach unten beginnt. Umso schwieriger die Frage nach den richtigen Maßnahmen.

Es gibt kein einfaches Rezept für die Bekämpfung von Armut und Wohnungslosigkeit. Darum lautet die Antwort der Wohnungslosenhilfe "gestuftes Angebot". Dieses ist in den letzten Jahren in der Caritas Wien nochmals ausgeweitet

worden. Neben der Unterstützung vieler Spenderinnen und Spender war hier auch die Bereitschaft der Stadt Wien, Projekte in noch größerem Umfang als bisher zu fördern bzw. zu finanzieren, entscheidend.

Mobile Angebote: Dorthin gehen, wo die akute Obdachlosigkeit zu Hause ist. Auf Bahnhöfe, in Stiegenhäuser, zu Tageszentren, auf die Donauinsel. In Anlehnung an das Motto: "Wenn die Menschen nicht zum Arzt kommen, muss der Arzt zu den Menschen gehen."

Tageszentren: Ein Heimathafen für diejenigen, die kein zu Hause haben. Eine Möglichkeit Vertrauen zu SozialarbeiterInnen und zum Hilfesystem aufzubauen, ein erster Schritt zum Neuanfang.

Beratung und Notunterbringung: Wenigstens ein Bett für die nächste Nacht. Information und fachliche Beratung, um das richtige Hilfsangebot zu finden. Unterstützung bei der Bewältigung der notwendigen Amtswege.

Übergangswohnen: Eine Zeit der Aufarbeitung und Vorbereitung. Stolpersteine wie Schulden, Sucht, Arbeitslosigkeit, psychische Krankheiten müssen bearbeitet werden, um den Wunsch auf selbstständiges Wohnen dauerhaft zu realisieren.

Betreutes Wohnen: Ein zu Hause, wenigstens für den Lebensabend – mit Unterstützung, wo sie nötig ist. Für junge Menschen eine eigene Wohnung und gleichzeitig fachliche Unterstützung bei der Suche nach dauerhaft leistbarem Wohnraum, sowie die Erstellung und Einübung eines realistischen Haushaltsplanes.

Alle diese Massnahmen sind notwendig, um das Problem Wohnungslosigkeit in allen seinen Aspekten und all seinem Leid zu bekämpfen.

*Nobert Partl,
Leiter der Wohnungslosenhilfe
der Caritas ED Wien*

Wussten Sie, dass ...

... etwa zwei Drittel der Plätze in der von der Stadt Wien geförderten Wohnungslosenhilfe von NGO's (private Anbieter) zur Verfügung gestellt werden?

Die Caritas Wien ist mit 22% des Gesamtangebots (ca. 800 Plätze) der mit Abstand größte Anbieter. Neben der Caritas gibt es sieben Anbieter mit je 100 bis 250 Plätzen, sowie weitere sieben NGO's mit weniger als 100 Plätzen (meist auf einem Sektor, z.B. Mutter-Kind-Einrichtungen, Startwohnungen, etc.

IMMOBILIEN

Biete



Parkbank. Im Sommer naturgeheizt, im Winter nicht jedermanns (und schon gar nicht jederfraus) Sache. Das Wohnungsinventar sollte in einen Rucksack passen, kein Warmwasser, Strom oder Gas. Kosten: Gratis (keine Miete o. Ablöse), aber Vorsicht: Sie zahlen mit Ihrer Gesundheit!



Schlafplatz im Obdachlosenhau. Als Notquartier bei akuter Obdachlosigkeit, oder als mittelfristige Lösung in verzweifelter Situation (Schulden, Sucht, etc.). Von Matratzenlager bis Zweibettzimmer möglich (nicht immer kostenlos). Zugang zu geheizter Stube, Warmwasser, mitunter auch Kochgelegenheit. Aber Achtung: Nur nachts benützbar!



Wohnen bei Mama. Schmuckes Zimmer mit freiem Zugang zu Kühlschrank, Küche und Waschgelegenheit. Im besten Fall gibt es diverse Extras wie Taschengeld und Putzhilfe. Kosten: Meist gratis, aber Achtung: Nur bei großzügigen Eltern!



Heimzimmer. Bist Du Lehrling, Student oder Schüler? Dann ist das genau das richtige Angebot für Dich! Kostengünstig, sparsam im Platzangebot und befristet. Pro Person stehen ein Bett, ein Kasten und ein Schreibtisch mit Nachttischlampe zur Verfügung. Mitunter Freizeitangebot (Fitnessraum, Tischtennis, etc.). Aber Achtung: Am Wochenende geschlossen.



Zimmer in WG. Wir sind ein bunter Haufen aus Globetrottern,

Extremsportlern und Nebenerwerbsstudenten. Melde Dich, wenn du gerne laute Musik hörst, kein Problem mit gruppendynamischen Entspannungsübungen und dem Abwasch fremder Essenreste hast. Sehr kostengünstig. Aber Achtung: Waschtag nur noch am Freitag möglich.



Zimmer in betreuter WG. Haben sich Deine Eltern zerstritten? Keine Ver-

wandte, die Dich unterbringen können? Vom Leben generell ziemlich mitgenommen, trotz deiner Jugend? In unserer WG wirst du von zwei netten SozialarbeiterInnen betreut, die sich auch um deine Zukunftsaussichten kümmern. Aber Achtung: Anspruchsberechtigung wird vom Jugendamt abgeklärt.



Mietwohnung. Schmucke Altbauwohnung im 7. Bezirk. Gute Verkehrs-anbindung

(Bim rollt unter dem Fenster vorbei.)

IMMOBILIEN

Die hohen Räume sind ein Segen für's Gemüt (und die Heizkostenrechnung). Kategorie A (nichts desto trotz mit Toilette am Gang und tropfender Dusche). Aber Achtung: Drei Monatsmieten Ablöse (für die verammelten Küchenmöbel).



Gemeindebauwohnung, 40m², Zimmer, Küche, Kabinett, Blick auf

Hinterhof. Kosten: Miete ab ca. 7,- pro m² + eventuell Ablöse. Aber Achtung: Ein nachweisbares "Wohnbedürfnis" und zwei Jahre Wohnsitzbestätigung für Wien sind erforderlich. Und: Mit mindestens einem Jahr Wartezeit ist zu rechnen.



Genossenschaftswohnung, 60m², 2 Zimmer, Küche, Bad & WC, kleiner

Balkon mit Blick über Wien. Kosten: Miete ab 7,- pro m² + eventuell Ablöse. Aber Achtung: Eigenmittel dringend erforderlich. Mieter einer geförderten Wohnung dürfen (in

Wien) zwischen 30.600 und 35.700 Euro netto pro Jahr verdienen.



Hotelzimmer. Langfristige Miete in diversen Hotels (Kennwort: Operettenkönig).

Toller Zimmerservice, Foyermitbenützung, gediegenes Ambiente. Für besonders prominente Gäste gibt es Nächtigungsrabatt. Aber Achtung: Nur für Besserverdiener.



Häuschen im Grünen. Der Wunschraum vieler ÖsterreicherInnen. Verwirklichen Sie

Ihn jetzt mit einem großzügig gewährten Kredit, der Sie samt Familie auf Jahrzehnte hinaus verpflichtet! Achtung: Sollte es mit der Lebensplanung nicht klappen (Unfall, Krankheit, etc.), kann es finanziell mehr als eng werden.



Villa am Stadtrand. Sie können es sich leisten? Weil Sie es sich wert sind? Dann ist

diese schmucke Villa genau das Richtige für Sie! Inkl. Alarmanlage, Großraumgarage und Erlebnisgarten. Der Preis spielt in ihrem Fall vermutlich kaum eine Rolle. Wer hat, der hat!



Penthouse im Stadtzentrum.

Dieses geräumige 200m² Penthouse im 1. Bezirk ist quasi ein Schnäppchen und versteht sich als kleines Extra zu Ihrem neuen Job als Aufsichtsrat. Aber Achtung: Könnte eventuell doch ein wenig mediale Aufmerksamkeit erregen.



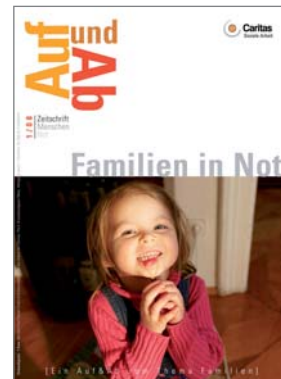
LUST AUF MEHR INFORMATION?

DAS CARITAS **AUF&AB**
BERICHTET VIERMAL
JÄHRLICH ÜBER MEN-
SCHEN IN NOT, ÜBER DIE
EINRICHTUNGEN DER
CARITAS WOHNUNGSLO-
SENHILFE UND ÜBER MÖG-
LICHKEITEN ZU HELFEN.



DAS **AUF&AB** KANN
KOSTENLOS BESTELLT
WERDEN UNTER:

schreibmir@caritas-wien.at



WEITERE
INFORMATIONEN:

www.caritas-wien.at



Impressum

Medieninhaberin, Herausgeberin, Verlegerin: Caritas der Erzdiözese Wien, Abtl. Fundraising, Albrechtskreithgasse 19-21, 1160 Wien, Tel. 01/87812-0, www.caritas-wien.at

Redaktionsteam: Werner Binnenstein-Bachstein, Arturo Caamaño, Jürgen Hölbling, Martina Kargl, Elvira Loibl, Norbert Partl, Kurt Riha, Alice Uhl.

Texte: Gertrude Bogyi, Alice Kanelutti, Jens Dangschat, Sonja Fercher, Susanne Peter, Erika Pluhar, Clementine Rath, Heinz Schoibl, Erich Steuer. Besonderer Dank an Peter Resetarits, Hermann Schuster & Klaus Wolf.

Fotos & Layout: Kurt Riha (mit besonderem Dank an: Ferid, Karin, Katrin & Tigran); Druck: Medienfabrik Graz.

Oktober 2008

Diese Broschüre kann kostenlos bestellt werden: Caritas der Erzdiözese Wien, Tel. 01/878 12-229, e-mail: office@caritas-wien.at

In der Reihe **"UNFREI_WILLIG"** sind bisher erschienen:

UNFREI_WILLIG langzeitarbeitslos in Wien und Niederösterreich. Wahrnehmungen und Antworten der Caritas (Oktober 1999)

UNFREI_WILLIG ausgegrenzt in Wien und Niederösterreich. Wahrnehmungen und Antworten der Caritas (Oktober 2000)

UNFREI_WILLIG wohnungslos in Wien und Niederösterreich. Wahrnehmungen und Antworten der Caritas (September 2001)

UNFREI_WILLIG behindert. Gedanken und Erfahrungen der Caritas (September 2002)


UNFREI_WILLIG dement. Standpunkte, Gedanken und Erfahrungen (September 2003)

UNFREI_WILLIG alt und vergessen. Erfahrungen, Gedanken und Standpunkte (September 2004)

UNFREI_WILLIG AUSGEGRENZT: zwischen seelisch belastet und psychisch krank (September 2005)

UNFREI_WILLIG AUSGEGRENZT: Notbeleuchtung (September 2006)

UNFREI_WILLIG AUSGEGRENZT: Angekommen, aber nicht aufgenommen (September 2007)



Eine Broschüre der Caritas Erzdiözese Wien.